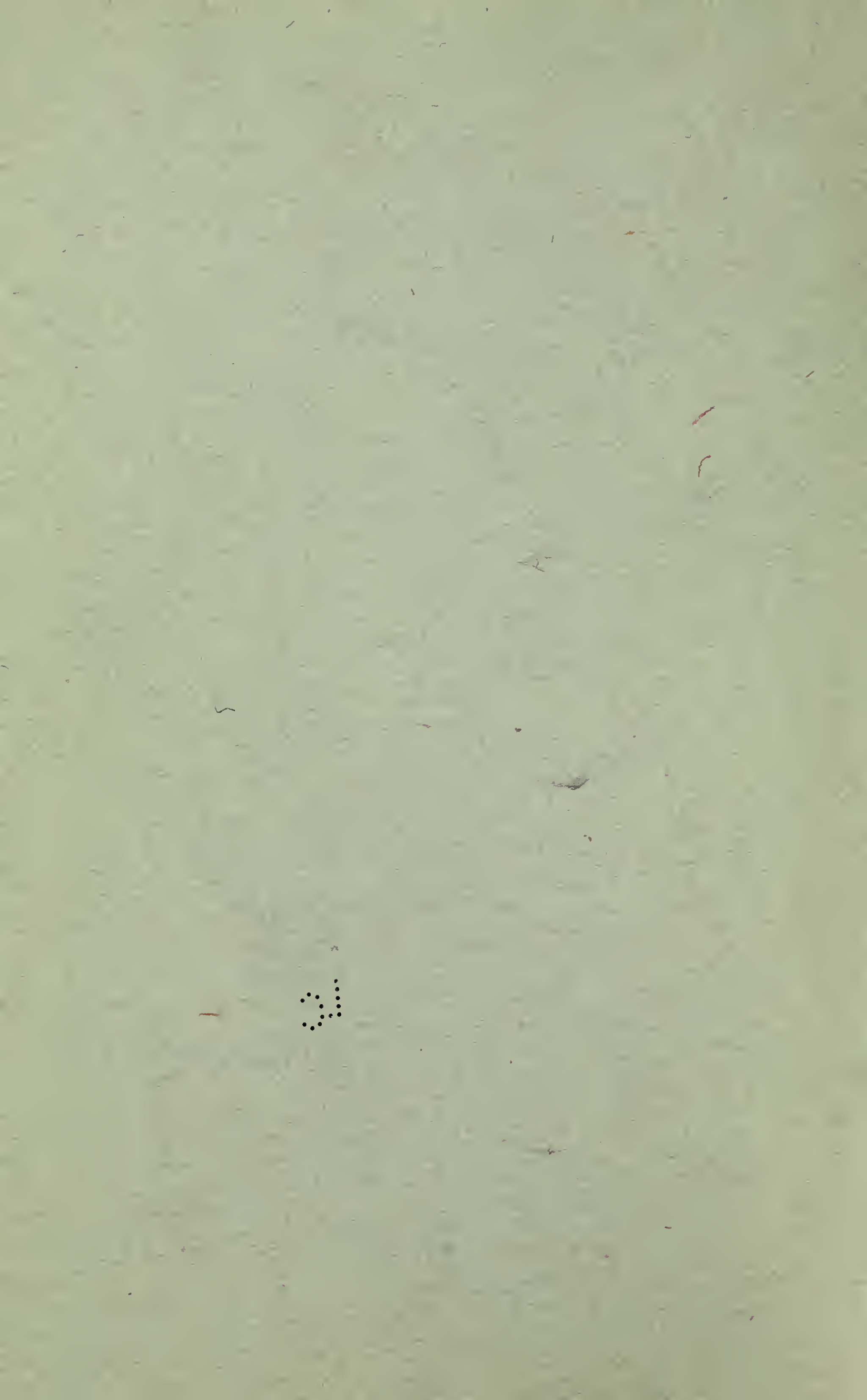
Sechs Monate

März—August
1914

Clare Benedict



Sechs Monate

März—August
1914

Clare Benedict

Die amerikanische Schriftstellerin Miß Clare Benedict, eine Urgroßnichte des Verfassers der allen Deutschen so sehr ans Herz gewachsenen Lederstrumpf-Erzählungen, hat ein Büchlein drucken und unentgeltlich verteilen lassen, welches jeder Deutsche und jeder Amerikaner deutscher Abkunft den Freunden wie auch den Feinden Deutschlands recht angelegentlich zur gründlichen Lektüre empfehlen sollte. Die nachfolgende Uebersetzung dieser Schrift soll den Leser keineswegs davon abhalten, sich das in klassisch schönem Englisch geschriebene Original, das bis jetzt zehn Auflagen erlebt hat, zu verschaffen und nach Kräften dafür zu sorgen, daß dieses die weiteste Verbreitung findet.

Die Uebersetzer.

W. A. Haußmann,
H. M. Ferren,
Friedrich Lohstoeter.



Sechs Monate.

Unser ganzes Leben lang waren meine Mutter und ich Reisende — wo nicht gar Forschungsreisende — gewesen; und so beschlossen wir denn, auch einmal Dalmatien, Montenegro und Bosnien zu besuchen, und zwar während der Monate März und April. Wir brachten — wie es um diese Jahreszeit unsere Gewohnheit ist — einige Wochen in Venedig zu, ehe wir nordwärts weiter reisten. Im vierten Stocke des Hotel de l'Europe bewohnten wir ein prächtiges Zimmer — das nämliche Zimmer, in welchem Verdi den vierten Akt des Rigoletto entwarf und niederschrieb. Die Aussicht auf das im Markus-Hafen wild aufbrausende Meer soll den italienischen Tondichter begeistert haben, wie auch der ruhigere Anblick desselben einzig schönen Schauspiels den großen Deutschen, wo nicht inspiriert, so doch mitbestimmt haben dürfte, die unübertroffene Liebesmusik von Tristan und Isolde in einem Gemach im zweiten Stockwerk ebendesselben Gasthofes niederzuschreiben.

Auch wir waren Zeuginnen eines Sturmes von den Verdischen Fenstern aus, die einen völlig freien Blick auf die Oeffentlichen Gärten gewähren bis zur Salute. Während des Sturmes, der drei Tage andauerte, saßen wir in unserem himmelhohen Aussichtszimmer und lasen den Grafen von Monte-Cristo, indem wir in den Zwischenpausen über Dalmatien sprachen und mit Hilfe unserer guten Freunde Cook und Sohn die nötigen Reisepläne machten. Endlich, trotz großer Entmutigung, beträchtlicher Schwierigkeiten und einiger Bedenken, traten wir die Reise an, die, von Venedig ausgehend und in Wien endend, flüchtige Eindrücke von Istrien, Dalmatien, Montenegro, Bosnien, der Herzegowina und Ungarn mit einbegreifen sollte. Venedig, das im Dezember anbetenswert und während des Karnevals ganz erträglich gewesen war, zog nun wieder sein Touristengewand an und wurde zusehends unerkennbar; die Trennung von der Stadt wurde uns nicht schwer, da wir ja hoffen durften, sie in Dalmatien wieder zu finden.

Der erste Tag der Reise ging ereignislos vorüber, ebenso die Nacht in Triest. Wir riefen uns unseren früheren Aufenthalt in dieser Stadt ins Gedächtnis zurück — wie uns damals — vor Jahren — der Anblick der seltsamen fremden Fahrzeuge gefesselt hatte, die

vor unseren Fenstern ein- und ausluden, wobei jedesmal ein langes, enges Brett als Laufbrücke benutzt wurde, über welche Matrosen, Kaufleute und Hunde fortwährend hin- und herliefen. Heute sieht es dort minder malerisch aus, wenngleich der Hafen mit den ihn umgebenden Höhen seinen Eindruck nie verfehlt.

Die Fahrt nach Pola bot des Auffälligen die Menge; die Bahnlinie durchzog eine öde Karstgegend, deren Bewohner fast ebenso wild aussahen wie ihre wunderlich gestalteten Felsen. Auf einer Station bemerkten wir ein paar junge Männer, die verhaftet waren. „Berüchtigte Banditen," belehrte uns unser Schaffner. Es war dies ein Vorgeschmack dessen, was da kommen sollte.

In Pola schwelgten wir in den gewaltigen römischen Ruinen — der Arena, den verschiedenen Toren, dem schönen Tempel des Augustus; wir bewunderten auch die großartige moderne österreichische Marinestation; das Denkmal des Kaisers Maximilian von Mexiko berührte uns mit dem ihm eigenen Pathos.

Ein österreichischer Lloyd-Dampfer brachte uns von Pola nach Cattaro, dem südlichsten Punkte unserer Seereise — eine wundervolle Fahrt, die wir jedoch ganz bei Tage hätten machen sollen, obschon der Mond den Abend gar magisch erhellte. Wir blieben auf Deck bis nach Mitternacht, den Dampfer beobachtend, wie er sich behutsam seinen Weg durch die schmale Wasserstraße bahnte, zwischen feenhaften Inseln und dämmerigem, berückendem Küstenland — eine „Traum- und Zaubersphäre."

Am Morgen bemerkten wir im Bug des Schiffes eine bunte Menge von Fahrgästen, die während der Nacht an Bord gekommen sein mußten: Montenegriner in ihrer Nationaltracht, Albanesen und Dalmatiner, ebenfalls bunt gekleidet; ein jeder seine landesübliche Mütze tragend. Wir hielten mehrere Male an und lieferten Unmengen von Gepäckstücken ab — ganze Bootladungen, wie es uns vorkam, von kleinen mit Papier umwickelten Paketen. Bald kam der Dampfer an das Dock heran, bald sandte man kleine Boote aus — und überall war dieselbe Farbenpracht, überall dieselbe unglaubliche Fülle von Rassentypen und Nationaltrachten.

Als wir in die mit einem Doppelstern versehenen Bocche di Cattaro einliefen, war der Glanzpunkt unserer Seereise zweifelsohne erreicht. Unsere Fahrt durch die drei prachtvollen Becken der Bucht war ein einziges Bild langandauernder Schönheit, welchem man selbst in Norwegen kaum etwas gleichzustellen vermag.

In Cattaro, das wir nun erreichten, fanden wir unseren Wagen schon bereit, und nach einem in dem wunderlichen Gasthäuschen „Zur Stadt Graz“ hastig eingenommenen Imbiß begannen wir sofort unsere Fahrt bergaufwärts, entlang den endlosen Windungen der berühmten Militärstraße nach Cettinje.

Diese Fahrt, eine der schönsten — wenn nicht die schönste — Gebirgsfahrt in Europa, rief in uns ein fortwährendes freudiges Staunen hervor — sie war wirklich der Mühe wert, all der Strapazen wert, die uns möglicherweise bevorstanden. Während des ersten Drittels des Weges sahen wir die herrliche Cattaro-Bucht immer tiefer unter uns gleich einem Norweger Fjord im kleinen. Als wir an der letzten österreichischen Festung vorbeifuhren, kamen die Offiziere heraus und grüßten uns höflich. Einen Augenblick verlangte es uns umzukehren; es war, als ob wir der zivilisierten Welt ein Lebewohl zuriefen.

Der Weg wurde rauher, die Felsen kahler, die Landschaft gänzlich unfruchtbar und traurig unfreundlich. Nirgends ein Pflanzenwuchs — nichts als graue Felsen, die sich auf allen Seiten in scheinbarer Unzugänglichkeit erhoben. Seltsame Gestalten, die von Fußpfaden oder eigentlich Fährten herkamen, tauchten plötzlich auf — sie alle verfolgten dieselbe Richtung wie wir — nachher erfuhren wir, daß ihr Ziel Cettinje gewesen war, woselbst sie am folgenden Morgen zum Wochenmarkte sein wollten. Die Männer waren groß und von herrlich ebenmäßigem Gliederbau, die jungen Frauen außerordentlich schön; beide, die Männer sowohl als die Frauen, hatten die lieblichsten Augen und die süßesten Münder — Engelsgesichter, die mit ihrer Umgebung durchaus nicht harmonierten. Alle trugen die malerische Nationalkleidung, was die Schönheit ihrer Züge ohne Zweifel noch erhöhte; was lautere Schönheit anbetrifft, so kann man unserer Meinung nach den Montenegrinern kaum noch einen anderen Menschenschlag gleichstellen.

An der Grenze zwischen Oesterreich und Montenegro oder, richtiger, eine kleine Strecke jenseits derselben, machten wir Halt, um die Pferde rasten zu lassen. Wie gesagt, meine Mutter und ich waren seit Jahren schon eingefleischte Wanderer, und im Laufe unserer Wanderungen hatten wir viele seltsame Gastwirtschaften angetroffen, nie aber eine seltsamere als die zu Njegus. Wir traten in den kleinen Erfrischungsraum ein und bestellten Kaffee bei dem Wirte, dessen Gesicht wie das aller seiner Landsleute an das Antlitz eines Engels erinnerte. Gleich darauf wurden wir gewahr, daß ein

finsterer Mann, der ein Gewehr bei sich hatte und dessen Kleidung aus Fellen gemacht zu sein schien, uns vom anderen Ende des kleinen Zimmers aufmerksam beobachtete.

Ich trat hinaus auf die Treppe, um mir die Gegend anzusehen, worauf der finstere Mann, der mir gefolgt sein mußte, mich plötzlich in gebrochenem Deutsch von hinten anredete. Bald machte ich die Entdeckung, daß er der Zollbeamte des Königs Nikita war. Er fragte mich, ob wir Engländerinnen seien, und als ich es bejahte — ich wußte nämlich, daß er sich unter allem, was Englisch sprach, dasselbe vorstellen würde —, machte er eine vollendete Verbeugung, indem er bemerkte, daß alle englischen Reisenden in Montenegro willkommen seien; ja er warf nicht einmal einen Blick auf unsere kleinen Gepäckstücke, die in unserem Wagen sorgfältig untergebracht waren. So lange ich lebe, werde ich jenen finsteren Beamten nicht vergessen, noch auch den Gastwirt mit dem Engelsgesichte in jenem felsenumgebenen Grenzdörfchen.

Als wir unsere Reise wieder aufnahmen, war es beinahe halb fünf, und wir mußten noch über einen Berg, um Cettinje zu erreichen, welches in einem hochgelegenen Tale liegt. In der Hoffnung, daß die Dunkelheit nicht hereinbrechen würde, ehe wenigstens die Höhe erreicht wäre, drangen wir in unseren Kutscher, sich zu beeilen. Dieser war ein junger Mann von angenehmem Aeußern, der ein wenig Italienisch und (wie wir vermuteten) auch Deutsch sprach, Kroatisch aber vorzog, was uns unbequem war; doch mit Zuhilfenahme einiger Gebärden konnten wir uns halbwegs verständlich machen.

Dieser letzte Teil der Fahrt war wegen der wildromantischen Gegend ungemein interessant; in Höhlungen, die sich ausnahmen wie die Krater erloschener Vulkane, sahen wir zwar einige kreisförmige Flecken, die bepflanzt waren, aber sonst war die Gegend eine einzige Masse grauer Felsen, die jedoch, sobald die Schatten der Nacht sich dunkler färbten, ganz schwarz aussahen.

Wir dachten unwillkürlich an die alten Räubergeschichten und wunderten uns, daß wir den Mut gehabt, in dieses grimmigwilde Königreichlein einzudringen, dessen kriegerischer Ruf dem Ausspruch Gladstones nach den aller anderen Länder übertrifft, und jetzt zum ersten Mal erfaßten wir den Sinn seiner Worte. Die Hindernisse, gegen welche Montenegro bis jetzt angekämpft hatte, waren von so überwältigender Art — ein strenges Klima, ein unfruchtbarer Boden, von Armut heimgesuchte Einwohner — daß sein erfolgreicher Unabhängigkeitskampf, zuerst gegen die Türkei und später gegen

Serbien und Oesterreich, in der Tat auffallend, wo nicht bewunderungswürdig ist. Anderseits hatten wir erst vor kurzem einen hervorragenden englischen Gewährsmann sich dahin äußern hören, daß alle Montenegriner Diebe und Halunken seien.

Von dem Kamm des Berges, der dieses Grenzland von dem Cettinje-Tale scheidet, erblickten wir mit einem Male tief unter uns einen Lichterglanz. Auf unseren Staunensruf berichtete uns unser Kutscher stolz, der König habe in seiner Hauptstadt elektrische Beleuchtung einrichten lassen. Dieser offenbare Widerspruch enttäuschte uns einerseits ebenso sehr wie er andererseits unser Vertrauen erweckte; wir fuhren mit beängstigender Geschwindigkeit die unebene Straße hinab und in die Stadt hinein, gerade als die Dunkelheit völlig herabsank.

Das Hotel, welches offenbar schon bessere Tage gesehen hatte, war zum Mindesten sehr altersschwach; so begegnete uns z. B. auf der Vordertreppe eine Maus, und das Ofenrohr in unserem Schlafzimmer fiel schleunigst herab, während ein anheimelndes Feuer uns lustig entgegenbrannte. Der Gastwirt, ein Schweizer, behandelte uns jedoch mit großer Aufmerksamkeit, und das Essen war ganz annehmbar; überdies trafen wir eine ebenso auffallende wie bunte Gesellschaft an.

Als wir an jenem Abend in das armselige Speisezimmer eintraten, sahen wir drei große Tische, von denen zwei frei waren, doch als wir an einem von diesen Platz nehmen wollten, bedeutete uns der Oberkellner — eine imponierende Erscheinung, die an einen Achtung gebietenden, in Ruhestand versetzten General erinnerte —, daß diese zwei Tische für die Diplomaten und die hohen Militärbehörden reserviert seien. Wir ließen uns also am dritten Tische nieder, wo wir eine kosmopolitische Gesellschaft bereits versammelt fanden: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Oesterreicher, Schweizer und Italiener, sowie auch eine große Anzahl Montenegriner; unter den letzteren eine einzige schöne junge Frauensperson, über welche wir nichts Bestimmtes ausfindig machen konnten. Bald darauf erschienen die Diplomaten, ein ziemlich ungeschliffenes Volk, wie uns deuchte, bei denen der Russe — ein Fürst — allem Anschein nach die führende Rolle spielte. Er teilte rechts und links seine Befehle aus mit großem Selbstbewußtsein, das sich am folgenden Morgen beim Frühstück in unverhohlene Arroganz verwandelte. Wir erfuhren späterhin, daß es sehr schwer halte, jemanden zur Annahme des Postens in Cettinje zu bewegen. Kein verheirateter Diplomat

bleibe je länger als einige Monate, da das rauhe Klima, die Abgelegenheit, der Mangel an Gesellschaft, von den unsicheren Zuständen ganz zu schweigen, die Damen immer verscheuche; so daß am Hofe des Königs Nikita jetzt nur noch Junggesellen als beglaubigte Vertreter Verwendung fänden.

Als wir an jenem Abend zu unseren Fenstern hinausschauten, bemerkten wir viele junge Männer, die, paarweise und anscheinend in ernstem Gespräch begriffen, die breite, gerade Straße auf- und abgingen. Dieses wiederholte sich mit einer fast unheimlichen Regelmäßigkeit; es war kein Marschieren und doch machte es den Eindruck planmäßigen Handelns.

Am nächsten Morgen, nachdem wir unsere Augen an dem wundervollen Markte geweidet hatten, dessen Käufer und Verkäufer ebensogut dem Rahmen von Tausend und eine Nacht entstiegen sein konnten, schlenderten wir nach dem Palaste zu, da uns viel daran lag, den König zu sehen, der an jenem Vormittag eine Parlamentssitzung leitete und der, wie uns ein höflicher Oesterreicher berichtete, bald nach seinem Palaste zurückkehren werde. Folglich waren wir keineswegs überrascht, als der malerische Aufzug langsam an uns vorüberzog, der König in seiner Halbkutsche, während seine hohen Beamten ehrfurchtsvoll hinter ihm herschritten. Alle in der Nationaltracht; der König selbst trug ein überaus prächtiges, mit feiner Stickerei geschmücktes Gewand von himmelblauem Atlas. Trotz seines Alters und seiner körperlichen Leiden hatte König Nikita ein kräftiges, männliches Aussehen; in der Blüte seiner Jahre muß er ein wahres Prachtexemplar seines Volksstammes gewesen sein.

Am selben Nachmittage fuhren wir nach Rjeka hinab, um uns den Skutari-See aus größerer Nähe zu besichtigen. Wir sahen außerdem ein eigenartiges Dorf mit einem türkischen Gepräge, wie wir es bisher nicht gesehen hatten, mit Häusern, deren hölzerne Oberstockwerke hervorstanden, und mit seltsamen kleinen Cafés, wo nur türkischer Kaffee zu haben war. Hier hörte man nichts als Kroatisch oder Arabisch; es war dies unstreitig der abgelegenste Ort auf unserer ganzen Reise.

Während unsere Pferde rasteten, gingen wir an das südlichste Ende des Dorfes, wo wir auf des Königs Winterpalast stießen — ein größeres, an den Bergabhang hingebautes Landhaus. Das einzig Merkwürdige daran war ein auf dem Dache angebrachtes Schilderhaus, in dem ein Soldat stand, der mit gespannten Blicken die nach Skutari führende Straße musterte.

Die Luft war in der Tat gewitterschwanger, überall schien es zu glimmen — unter Felsen, hinter Mauern, in den Herzen der Menschen; niemand wußte, wann die Flammen hervorbrechen würden. Daß eine starke Spannung herrschte, war auch dem Fremden offenbar.

Unser heimlichtuender Gastwirt hatte uns etwas von bevorstehenden Kämpfen zugeraunt, sowie auch von den vergangenen; er selbst war Zeuge des Ringens vor Skutari gewesen. „Der Krieg ist schrecklich," hatte er gemurmelt. Das Land sei kriegslustig, erobeungssüchtig — es habe nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Es sei einem Feinde so gut wie unmöglich, in die Felsenfestungen einzudringen, während von Lovcen, dem heiligen Berge aus die Montenegriner den Oesterreichern furchtbar zusetzen und vielleicht das Küstenland zurückerobern könnten.

Auf unserer Rückfahrt nach Cettinje begegneten wir einer Anzahl von Fuhrwerken, die wohlhabende Türken nach Skutari brachten; wir sahen auch viele Albaner — die meisten zu Fuß — in ihrer eigenartigen Volkstracht. Wir hatten schon gelernt, zwischen diesen beiden Volksstämmen zu unterscheiden.

Noch an demselben Abend lauschten wir weiteren vertraulichen Mitteilungen, die unser Gastwirt uns zuflüsterte, der in Todesfurcht dahinzuleben schien und der offenbar von den Montenegrinern rein gar nichts hielt. Wie wir ihm nun Gladstones berühmten Ausspruch mitteilten, warf er uns nur einen vielsagenden Blick zu.

Alles in allem genommen waren wir dankbar dafür, daß wir glücklich über die Grenze gelangt waren, obschon wir in mancher Beziehung Denkwürdiges erfahren hatten. Als wir die staunenswerte Militärstraße hinabfuhren und noch einmal unter uns die feenhaften Bocche di Cattaro schauten, dachten wir mit Wehmut, daß dieses echte Paradies bald eine Stätte blutiger Verwüstung sein dürfte, denn unsere eigenen Beobachtungen und das, was wir vernommen, überzeugten uns, daß Montenegro kriegsbereit sowohl wie kriegslustig sei — unbekümmert um das Wie des Kampfes, unbekümmert um die Aussichten auf Erfolg, unbekümmert um alles bis auf die ihm innewohnende primitive Kampfeslust. In früheren Tagen war die Türkei der verhaßte Feind gewesen, jetzt aber war es Oesterreich; wahrlich, das Mittelalter lebt heute noch fort auf dem Balkan!

Nach den Abenteuern unseres letzten Ausfluges bot uns das Hotel „Zur Stadt Graz" in Cattaro trotz einiger Mängel einen Friedenshafen. Unser Gastwirt, ein geborener Steiermärker und

von sanftmütigem Wesen, sowie sein vortrefflicher Oberkellner, der noch ein Knabe war, sorgten nach Kräften für unsere Bequemlichkeit. Als wir Abschied nahmen, sagten wir dem Hotelbesitzer einige Worte der Anerkennung über den jungen Kellner, worauf letzterer ein vergnügtes Lachen nicht zu unterdrücken vermochte. Nun wurde es uns plötzlich klar, daß die zwei jungen Männer Brüder waren, und daß Adolfo, der ältere, den geschäftlichen Teil der kleinen Gastwirtschaft versah, während der jüngere, ein siebzehnjähriger Knabe, alle Pflichten im Speisesaal übernommen hatte.

Unser Aufenthalt in Ragusa brachte des Alltäglichen und Enttäuschenden so viel, daß ich kein Wort darüber verlieren will und mich mit der Bemerkung begnüge, daß der Ort selbst ganz entzückend ist. Doch haben die Touristen, die dort ihr Wesen trieben, solch verhängnisvollen Schaden angerichtet, daß die althistorische Stadt gar viel an Reiz verloren hat, obschon sie dem Auge immer noch ein unvergleichlich schönes Bild darbietet.

Unser nächstes Reiseerlebnis war ein rascher Besuch der Herzegowina und Bosniens, zu dem wir uns nicht ohne Bedenken entschlossen; doch hatten wir uns nun einmal vorgenommen, unser Reiseprogramm einzuhalten.

Die nach Sarajevo führende Bahn durchquert die ganze Herzegowina und einen Teil von Bosnien, und zeigt uns ein Land, von dem auch jede Rutebreit voll eigenartiger Schönheit ist. Es ist der Osten, der ewig geheimnisvolle, mit seinen Minaretten, mit seinen verschleierten Frauen und traurigblickenden, bärtigen Männern. Den ganzen Tag schauten wir wie gebannt dem Treiben zu; es erinnerte uns an ein Kaleidoskop mit deutlich wahrnehmbaren Bildern, nur daß in diesem Falle die Bilder auf Wirklichkeit beruhten. Wir sahen römische Lagerstätten und reißende Ströme, ummauerte Städte und türkische Brücken, gewaltige Schluchten und ragende Berge, und überall die seltsamen exotischen Einwohner, die an Wildheit und mittelalterlichem Gepräge sogar noch diejenigen übertrafen, die wir erst kürzlich in Montenegro gesehen hatten.

Wir erreichten Sarajevo nach Einbruch der Dunkelheit, weshalb uns der erste Eindruck verloren ging. Eine lange Fahrt auf einer holperigen Straße schlimmster Art brachte uns nach unserem Hotel, welches groß und überraschend modern eingerichtet war. Dennoch erweckte es ein Gefühl drohenden Unheils, wir spürten beide eine starke Abneigung des längeren zu verweilen; in der Tat, wir mußten uns sehr zusammennehmen, um auch nur eine Nacht auszuhalten.

Damals konnten wir uns dieses Gefühl nicht erklären; später erst begriffen wir, daß es eine zwar kaum bewußte, doch untrügliche Ahnung verborgener Gefahr gewesen.

Wir schliefen ein, eher aus Erschöpfung als im Bewußtsein unserer Sicherheit, und erwachten am nächsten Morgen, um den Hotelbesitzer, einen versteckt aussehenden Serben, vor der Tür zu finden, und zwar mit einer polizeilichen Aufforderung, uns mit unseren Legitimationspapieren sofort im Rathaus einzustellen. Diese Botschaft jagte uns einen förmlichen Schreck ein, und als ich den Besitzer über den Grund befragte, erwiderte er, daß es wohl nichts Schlimmes zu bedeuten habe. Sein Benehmen war jedoch nichts weniger als beruhigend; außerdem schien ihm unsere Bestürzung besonderes Vergnügen zu bereiten.

Wir hatten einen muselmännischen Führer für den Tag gemietet und begaben uns in seiner Begleitung auf die Polizei. Dieser muselmännische Führer flößte uns unwillkürlich Vertrauen ein; es war ein alter Mann mit traurigem Blick und höflichen Manieren; in einem Lande, wo die Mischung der Religionen einen verhängnisvollen Charakter angenommen hat, erschien uns der Mohammedaner überhaupt als zuverlässigster Begleiter.

Bei unserer Ankunft in dem schönen neuen Rathaus, von dem zwölf Wochen später der Erzherzog und seine Gemahlin die Todesfahrt antraten, wurden wir von der Behörde, deren Mitglieder (wie sich erwies) zum Teil aus Wien stammten, mit Höflichkeit empfangen. Nachdem man einen Blick auf unsere Kreditbriefe geworfen und uns gefragt hatte, wie lange wir in der Stadt zu bleiben gedächten, wurden wir freundlich entlassen. Ihr traulich klingender Wiener Dialekt ermutigte mich zu der Frage, weshalb man uns vorgeladen habe, zumal uns dergleichen in Europa noch nie widerfahren sei. Sie erwiderten, da Sarajevo eine befestigte Stadt sei, müßten sie fortwährend auf der Hut sein vor Spionen. Diese Aufklärung bestärkte uns in dem Verlangen, der Stadt den Rücken zu kehren. Wir beschlossen, so viel von den Sehenswürdigkeiten wie möglich zu besichtigen und dann am andern Morgen abzureisen.

Unser alter Führer geleitete uns zuerst in die Hauptmoschee, wo wir, in dem geräumigen Hofe sitzend, noch einmal dem — an und für sich schon wie auch vermöge seiner Wirkung eindrucksvollen — von dem Minarett hertönenden Rufe zum Gebete lauschten, indes die Gläubigen, ruhig und unbekümmert um die Neugier des Zu-

schauers, sich durch sorgfältiges Abwaschen am heiligen Brunnen zur Andacht vorbereiteten.

Unser nächster Besuch galt der alten serbischen Kirche, einer wahren Schatzkammer von Altertümern und sanftem Farbenschimmer. Auch hier fiel uns die Selbstentrücktheit der Andächtigen auf, von denen jeder in ehrfurchtsvoller Betrachtung seines besonderen Heiligenbildes versunken schien. Die kleine Kirche, die sich ein wenig gesenkt hat, ist von einer hohen Mauer umgeben, denn in früheren Zeiten war in Sarajevo die Abhaltung eines christlichen Gottesdienstes mit Gefahr verbunden. Heute enthält die Stadt außer den neunzig Moscheen eine große katholische Kathedrale, eine mächtige lutherische Kirche, eine blühende Synagoge und mehrere serbische Kirchen. Beim Anblick dieser grundverschiedenen Andachtsstätten drängte sich uns die Frage unwillkürlich auf, ob sie einen Geist der Duldsamkeit erzeugen oder tödliche Zwietracht säen.

Nachmittags fuhren wir nach der Tabak- und der Teppichfabrik sowie auch nach der Fabrik der Metallarbeiter. Diese sämtlich von der österreichischen Regierung geschaffenen und unter deren Obhut stehenden Einrichtungen sollen einheimisches Talent ermutigen und vielen Hunderten Gelegenheit zur Beschäftigung bieten.

Zu guter Letzt folgten wir unserem Führer noch nach dem schönen neuen Museum, aber anstatt hineinzugehen, machten wir unmittelbar davor Halt, indem unsere Aufmerksamkeit auf den benachbarten Paradeplatz gelenkt wurde. Die österreichische Kavallerie war aufgeritten und harrte der Ankunft des Höchstkommandierenden; bei seinem Erscheinen spielte die Kapelle die herrliche Nationalhymne. Alle Hände regten sich zum Gruße, alle Gesichter hellten sich auf, sogar die feurigen Rosse schienen beim Erklingen der geliebten Weise eine stramme, stolze Haltung anzunehmen. Gleich darauf wurde die bosnische Hymne gespielt.

Der alte Muselmann neben uns schaute leidenschaftslos zu; der Fatalismus war auf seinem Antlitz deutlich ausgeprägt. Der Aufwärter, ein grober Serbe, herrschte uns auf Kroatisch an, den Rasen zu verlassen; es wurde unserem Führer auf Arabisch wiederholt, der es mir verdeutschte, und ich übersetzte seine Worte ins Englische. Später machten wir in Spalato denselben Sprachenumweg, als ob es sich von selbst verstünde.

Am Ende des Tages entließen wir nur ungern unseren Führer. der so viel Lebensart besaß, und wagten uns ohne Geleit hinaus in die unmittelbare Nähe des Hotels. Es war uns u. a. darum zu

tun, eine kroatische Uebersetzung von einem der Romane meines Urgroßonkels — Fenimore Cooper — für unsere Sammlung zu erlangen. In jedem Laden begegnete man uns jedoch mit nichtssagenden Blicken und wollte absolut nichts davon wissen. Was wir auch begehrten, wir erhielten den Bescheid, daß es nicht zu haben sei, obschon wir mehrmals das Gewünschte tatsächlich in den Fenstern bemerkt hatten. Aeußerst befremdet zogen wir uns an dem prächtigen, neu angelegten Kai in unser Hotel zurück — dem nämlichen Kai, der zwölf Wochen später zur sogenannten „Bombenwerferstraße" ward.

Wir konnten uns das seltsame Gebahren der Verkäufer in den Läden nicht erklären; wir erfuhren erst später, daß es Serben gewesen, die uns zweifelsohne für Oesterreicherinnen gehalten und aus diesem Grunde mit kaum verhehlter Feindseligkeit behandelt hatten, denn es stand ja nun die längst geplante Erhebung des Slawentums dicht vor der Tür, jenes Anstürmen des vereinten slawischen Volkstums, welches die auf hoher Kulturstufe stehenden Deutschen in Oesterreich überwältigen und unter seiner Wucht zermalmen und, mit Rußlands Unterstützung, den Slawen endlich zur Oberherrschaft verhelfen sollte. Auf unserer Reise hatten wir manches über diese Verschwörung munkeln hören; im allgemeinen glaubte man, daß der Versuch gelingen werde, dank sowohl der sorgfältigen Organisierung wie auch dem grimmigen Fanatismus der slawischen Stämme. So etwas wie eine zweite Hunnenüberschwemmung sei zu gewärtigen, worunter die ganze Kulturwelt mehr oder minder schwer zu leiden haben würde.

In sehr gedrückter Stimmung und nichts Gutes ahnend erreichten wir unser Hotel; es drängte uns, die unfreundliche Stadt zu verlassen. Wir betraten den Speisesaal, der gedrängt voll war von frohsinnigen Oesterreichern — meistenteils Offizieren mit ihren Gemahlinnen, die in dem bestrenommierten Lokal der Stadt ihr Abendessen einnahmen. Neugierig musterten wir die Szene, diese Menschen schienen recht fröhlich und unbesorgt; man hätte meinen können, man sei in einem vorstädtischen Erholungsorte bei Wien, so lebhaft war das Geplauder, so durchaus liebenswürdig die Gesellschaft. Nichts erinnerte an Sarajevo, höchstens nur die großen Wandgemälde, die örtliche Szenen mit orientalischem Anstrich darstellten. Zwölf Wochen später, nach der Ermordung des Erzherzogs, wurde eben dieser Speisesaal vom Pöbel förmlich in eine Trümmerstätte umgewandelt, die Möbel samt der kostspieligen Einrichtung

wurden herausgezerrt und auf die Straße geworfen, der Besitzer wagte nicht einmal sich zu zeigen, so groß war die Erbitterung gegen die Serben.

Wie wir am folgenden Tage nach Ragusa zurückkehrten — durch dieselbe wunderbare Gegend, die wir schon früher durchquert hatten — regte sich mächtig in unserem Herzen die Ahnung künftigen Unheils und die Gewißheit, daß Bosnien Oesterreich niemals entschädigen würde für all das Geld und all die Mühe, die es auf die unselige kleine Provinz verwendet hatte, sondern daß diese alles aufbieten würde, ihren verhaßten Wohltäter zu verderben.

Unsere Blicke hingen an den wunderbaren Landschaftsbildern, wußten wir doch, daß wir sie nie wieder schauen würden; einmal aus bosnischem Gebiet heraus, wollten wir es nicht mehr betreten — es bangte einem um die eigene Sicherheit, so deutlich empfanden wir das planmäßig verräterische Wühlen. Als wir aus der engen Narentaschlucht hervorkamen — einer Schlucht von erhabener Schönheit, der in Europa kaum eine andere gleichkommt — atmeten wir tief auf wie von einem Drucke befreit; uns war, als ob wir aus einer Mördergrube entkommen seien.

Nach einem zweiten kurzen Aufenthalt in Ragusa, während dessen wir mehrere entzückende Ausflüge machten, fuhren wir zu Schiff nach Spalato, wo wir etwa um Mitternacht bei sehr regnerischem Wetter eintrafen. Dort stand für die Reisenden ein einziges Fuhrwerk bereit, eine Art Omnibus, in den wir alle hineinkletterten, unser Handgepäck in den gierig zugreifenden Händen wild aussehender Lastträger lassend, die es uns halb durchnäßt wieder zustellten, nachdem es im Zollgebäude revidiert worden war. Als wir sie um Aufklärung baten, da wir ja doch aus keinem fremden Lande gekommen, machten sie ein sehr bedenkliches Gesicht und murmelten: „Spione — viele Schmuggler."

Todmüde und in etwas gedrückter Stimmung gingen wir zu Bette, denn Spalato hatte uns fast ebenso ungastlich aufgenommen wie Sarajevo.

Am andern Morgen jedoch schwand unsere Bangigkeit, als wir in Begleitung eines gesprächigen italienischen Führers dem wunderbaren Palaste des Diokletian zuschritten — eine ganze Stadt für sich. Er kam uns so ganz wie eines der Weltwunder vor — einzig in seiner Art und überwältigend sogar in seinem Verfall; wir stellten ihn der Cettinjefahrt gleich und der himmlischen Wasserpartie zwischen den mondbeglänzten dalmatinischen Inseln. Wie viel

erhabener sind doch die römischen Bauwerke in den Provinzen als die in der Ewigen Stadt selbst noch vorhandenen! Man vergleiche z. B. den Pont du Gard bei Nîmes, das Theater zu Orange, die Arena in Pola, den Palast des Diokletian, mit den Bädern in Rom, dem Palaste der Cäsaren, selbst mit dem Forum. Das Kolosseum und das Pantheon können es zwar mit allen Rivalen aufnehmen, doch leiden auch diese sehr unter ihrer Umgebung.

Im Banne seiner mannigfaltigen Reize wanderten wir in dem seltsamen Palaste umher, der zur Zeit nicht weniger als dreitausend Menschen beherbergt. Diokletian, der Mensch, verfolgte uns wie ein Gespenst; uns verlangte das Geheimnis seiner Weltflucht, seines Todes zu ergründen.

Als wir am folgenden Morgen um fünf Uhr auf dem Wege nach dem Schiffe an des Kaisers imposanter Meeresfront vorübergingen, blieben wir einen Augenblick stehen — denn wir waren zu Fuß — um einen letzten Blick auf den gewaltigen Bau zu werfen und uns in Mutmaßungen über dessen Zukunft zu ergehen. Was würde aus ihm werden, falls der erwartete slawische Einfall stattfinden sollte? Würde er wohl vernichtet werden und mitsamt der ganzen historischen Vergangenheit des Landes in Vergessenheit geraten?

Traurigen Herzens schieden wir — der Abschied von dem Großen stimmt immer traurig — wie viel er schon erlebt hat und noch erleben wird!

Nicht unerwähnt bleiben darf unser Ausflug nach Traù — einer Oase von vollendeter Schönheit in einem Lande von verwirrenden Widersinnigkeiten.

Traù ist Venedig im kleinen, umgeben von Wasser, mit wahren Prachtbauten, und dabei von jener unbeschreiblichen Anmut, wie sie nur die Stadt Venedig in ihrer Blütezeit auszustrahlen vermochte. Ein italienischer Kustos zeigte uns die Schätze seines auserlesenen Domkirchleins; sanftäugige Italienerinnen lenkten unsere Aufmerksamkeit auf den Markus-Löwen über Portalen und Pforten; alles so voll Grazie, von solcher Vornehmheit, Venedig vom Gemeinen frei, Venedig wie es einst gewesen sein muß!

Wir hatten einen vierten Stern entdeckt; am Himmelszelte unserer Erinnerungen erglänzte der Aufstieg nach Cettinje, die magische Küstenfahrt, Diokletians Palast und jetzt — Traù.

Salona, das wir auf unserer Rückreise berührten, muß bei Altertumskennern das tiefste Interesse erwecken; auch uns erschien dort alles ungemein interessant — der Anblick jener frühchristlichen

Grabmäler — so massiv gebaut, so zahlreich, so viel Liebe und Sorgfalt verratend — war höchst eindrucksvoll, wo nicht ergreifend. Die Urkirche scheint uns hier näher gerückt als irgendwo sonst in der Welt, denn hier ist sie noch frei von den späteren Zusätzen und Ueberlieferungen; diese Begräbnisstätte ist ein unmittelbares Vermächtnis aus der urchristlichen Zeit und wirkt als solches auf die Phantasie des Beschauers mächtig ein.

Für jeglichen Bekenner des christlichen Glaubens ist Salona von unschätzbarem Werte; wäre es etwas weniger unzugänglich, so würde es sich — genau wie Pompeii — eines starken Zudranges schaulustiger Pilger erfreuen. So aber werden die Ruinen nur von Gelehrten und gelegentlichen dalmatinischen Touristen besucht und sind nicht im geringsten überlaufen, weshalb ihnen ihre seltsame Weihe erhalten bleibt.

Am folgenden Tag legten wir die Strecke von Spalato nach Zara zurück — wozu etwa zwölf Stunden nötig waren, da wir nun einmal den langsamen Küstendampfer benützen wollten, um die Reise bei Tage zu machen und außerdem einen mehrstündigen Aufenthalt in Sebenico zu ermöglichen. Die Schnelldampfer fahren bei Nacht und lassen Sebenico unberührt, auf dessen Besuch wir nicht verzichten wollten.

Unser Schiff war höchst primitiv; jedoch der barsche ungarische Steward, der uns unsere Bitte um ein Frühstück anfänglich rund abschlug, sorgte zu guter Letzt auf alle nur mögliche Weise für unsere Bequemlichkeit — ein Verhalten, das sehr bezeichnend für sein Volk ist.

Wunderschön fuhr es sich zwischen den Inseln; wir hielten öfters, um ein- und auszuladen und auch der Passagiere wegen. Da es gerade eine „Festa" war, so hatten sich sämtliche Einwohner der fern gelegenen kleinen Dörfer bei den Landungsplätzen eingefunden, weswegen sich uns eine vortreffliche Gelegenheit bot, vielerlei Typen und Volkstrachten kennen zu lernen — in der Tat, unsere ganze Fahrt war ein fortwährender Farbenrausch.

Wir erreichten Sebenico vor der Mittagszeit und eilten sofort nach dem Dome, den viele für den schönsten in Dalmatien halten, unzweifelhaft ist er der eigenartigste. Ganz aus Stein und Marmor errichtet, ist er der einzige seiner Art in Europa. Weltberühmt ist das wunderbare Tonnengewölbe aus Stein.

Als wir durch das schön geschnitzte Nordportal eintraten, fanden wir das Innere mit einer dicht gedrängten Menschenmenge angefüllt;

die Frauen waren alle schwarz gekleidet, und Männer sowohl wie Frauen trugen brennende Kerzen; ja selbst die Kinder, deren Zahl sehr groß war, hielten kleine Wachslichter in der Hand, mit welchen sie zwischendurch in echt italienischer Weise spielten. In der Mitte des Schiffes stand ein schwarzumflorter Katafalk, von knieenden Geleitspersonen umgeben, die gleichfalls brennende Kerzen hielten. Von dem erhöhten Chore her erscholl eintöniger Gesang — offenbar eine Totenmesse.

Unsere Neugierde war in hohem Grade erregt; wer mochte es sein, dessen Tod eine ganze Stadt so in Trauer versetzt hatte?

Von der Stelle aus, wo wir standen, überschauten wir das ganze Schiff und konnten also die Gesichter der Versammelten sehen, die uns sämtlich zugewandt waren; die der meisten Frauen trugen den Ausdruck krampfhaften Schmerzes, obwohl auch auf einzelnen Gesichtern gläubige Inbrunst und Gottergebenheit zu lesen war. Alles in der Kirche schien mit ganzer Seele zu beten, alles schien an dem Gottesdienste innigen — gleichsam persönlichen — Anteil zu nehmen.

Wir verharrten regungslos, gefesselt von dem Anblick, der mit dem ehrwürdigen Bau, in dem wir uns befanden, so wunderbar harmonierte.

Nach der heiligen Handlung, als sich die Menge etwas verlaufen hatte, suchten wir den Mesner auf, um ihn mit der Frage zu bestürmen, für wen man denn die Messe gelesen? Er erwiderte uns: „Es war eine Messe für a l l e Toten; wir halten alljährlich am letzten Freitag in diesem Monat eine solche ab."

Wir verließen die Kirche gedämpften, doch auch getrösteten Herzens; wahre Gläubigkeit bei einer gewaltigen Menschenmenge wirkt immer tröstend, wo nicht erhebend auf das Gemüt.

Die Hafenszenen zu Sebenico waren so malerisch, wie wir sie noch nie gesehen hatten — italienische Matrosen, Kaufleute aus dem Osten, kroatische Bauern und dazwischen die schneidigen österreichischen Seeoffiziere, denn wegen seiner starken Befestigungen und seiner Unzugänglichkeit ist der Hafen von Sebenico einer der wichtigsten an der ganzen Küste. Kurzum, Sebenico wurde mit einem von unseren Doppelsternen bedacht — wie zuvor die Fahrt nach Cettinje, die dalmatinische Küste, Diokletians Palast und Traù.

Zara schien uns von geringerer Bedeutung, wenn schon die runde Kirche zu San Donato, die auf den Ruinen römischer Bauten errichtet ist, dem phantasiebegabten Beschauer förmlich das Blut in

den Adern erstarren läßt. Die alten Säulen, die, kopfüber umgestürzt, in tollem Durcheinander daliegen und einem soliden christlichen Gotteshaus als Unterlage dienen, wirken wie ein schreckliches Traumbild. Wahrlich, dergleichen wurde noch nie von sterblichen Augen geschaut! Diese Wüstenei von in völliger Verlassenheit umherliegenden kannelierten Säulen und zum Ueberfluß noch obendrauf die kleine Kirche, welche schon seit dem neunten Jahrhundert dasteht!

Wir traten hinaus ins Freie, der Kopf schwindelte uns — waren die alten Christen wirklich wahnsinnig oder nur blinde Glaubenseiferer? Ist es möglich, daß man eine solche Unterlage für sicher hielt? Und doch hat sie sich bewährt — sagen wir uns staunend immer wieder. Oft schon hat man christliche Kirchen gesehen, die auf heidnischen Tempelstätten errichtet waren, nie aber eine wie die zu San Donato, deren Unterbau so uneben ist, so wahnwitzig gewagt.

Ein anderer kleiner Küstendampfer, der uns von Zara nach Fiume brachte, berührte Arbe unterwegs — die Stadt der Träume. Auch diese Fahrt war außerordentlich schön, und Arbe ist sicherlich die lieblichste aller dalmatinischen Städte. Auf einem Felsen horstend, mit ihren Türmen dem Meere zugewandt, zeigt die kleine Stadt eine kriegerische Front, da ihre Mauern unversehrt geblieben sind.

Liebliches Arbe, welch Schicksal harret deiner, wenn die Slawen aus dem kommenden Kampfe als Sieger hervorgehen? Das italienische Wesen ist bereits planmäßig unterdrückt worden — jene lateinische Kultur, welche so viele Jahrhunderte überdauert hat. Doch was auch geschehen möge, wir haben dich in all deiner Schönheit geschaut und haben dir einen Ehrenplatz in der Schatzkammer unserer Erinnerungen zugewiesen!

Von Fiume fuhren wir mit der Bahn nach Budapest, wiederum eine entzückende Gebirgsreise durch eine uns unbekannte Gegend. Als Zigeunerfreundinnen hielten wir eifrig Umschau nach einigen Typen dieses Volkes, jedoch mit zweifelhaftem Erfolge. Die ungarischen Bauern tragen Kleider aus grobem wollenem Stoff, ihre Züge unterscheiden sich wesentlich von denen anderer Rassen; sie haben breite Gesichter mit unregelmäßig geformten Nasen und wundervollen Augen; ihre Schönheit besteht in der lebhaften Farbe und dem lebendigen Ausdruck. Sie haben absonderliche Sitten, sind sehr unabhängig und anscheinend den Fremden feindlich gesinnt, obwohl

man uns versicherte, daß dies in Wahrheit nicht ihre Absicht sei, da sie nur unter sich gelebt, weswegen fremdes Wesen ihnen nicht geläufig sei.

In Budapest schwelgten wir, offen gesagt, in den Genüssen äußerer Zivilisation; nach den Strapazen unserer Reise war es einfach entzückend, endlich wieder über ein Privatbadezimmer zu verfügen. Wir gönnten uns jedoch sehr wenig Zeit, diesen Luxus zu genießen, denn es galt viel zu sehen, und in einer Woche wollten wir in Wien sein.

Wir belagerten die Galerie Alter Meister, wo wir außer vielen berühmten Bildern einen Teil eines, wie wir glaubten, echten Giorgione fanden. Wir wohnten einer Vorstellung im Opernhaus bei. Man gab ein anmutiges Ballett mit Benützung der Schumannschen Kinderszenen als Begleitmusik — voll rührender poetischer Innigkeit. Es war dies nach der erotischen Wildheit unserer jüngsten Erfahrungen eine große Erleichterung, denn es zeugte von einem sicheren, gesunden, hochentwickelten Kulturleben.

Budapest interessierte uns im ganzen ungemein, obgleich es infolge seiner Neuheit den Reiz des Malerischen entbehrt; doch ist die Stadt herrlich gelegen und reich an öffentlichen Gebäuden, und das Volk ist tatkräftig, intelligent und von Vaterlandsliebe durchglüht. In der Stunde der Gefahr würde es sich meines Ermessens wie ein Mann erheben, dem Ruf des Königs folgend, um das Heimatland vor Verwüstung zu bewahren. Hat es doch immer an gefährlichster Stelle Vorpostendienst verrichtet und hat es sich doch den endlosen serbischen Machenschaften gegenüber stets wacker gehalten!

Ich muß hier einen Vorfall erwähnen, dem in Wien ein Nachspiel folgte. Eines Tages begaben wir uns auf das Schloß, um das Königin Elisabeth-Museum zu besichtigen, und nachdem wir mit warmer Anteilnahme die verschiedenen Sachen in Augenschein genommen — da wir ja stets Verehrerinnen der schönen Kaiserin gewesen waren, ließen wir dies so nebenhin einem der Aufseher gegenüber durchblicken, worauf wir sofort vor einen verschlossenen Raum geführt wurden, in dem, wie der Kustos uns mitteilte, noch weitere an die Kaiserin erinnernde Gegenstände aufbewahrt seien, die er uns gerne zeigen wolle. Er schloß die Tür auf und geleitete uns in zwei große Säle, in denen Glaskasten standen und an deren Wänden zahlreiche Porträts hingen. Sobald wir allein waren, machten wir uns daran, die Gegenstände in den Kasten genauer zu

untersuchen. Einer davon enthielt augenscheinlich nur Bücher, die von der Kaiserin handelten. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr mir — „Aus meinem Leben“ war in der Sammlung! Wir trauten unseren Augen kaum — wie kam es nur hieher, dieses Buch aus der Feder der berüchtigten ehemaligen Gräfin Larisch, Nichte ihrer kaiserlichen Gönnerin, die wegen ihrer Beteiligung an der Kronprinz Rudolf-Affaire auf kaiserlichen Befehl Oesterreich verlassen mußte, und die nach Jahren erst aus Rachsucht diesen schändlichen Angriff auf ihre tote Wohltäterin veröffentlichte, wobei sie sich über diese in Schmähungen erging, deren nur Menschen, die regelmäßig Wohltaten empfangen haben, fähig sind? Daß man dieses — in Oesterreich von der Regierung verbotene — Buch in einem Museum untergebracht hatte, welches den ergebensten und treuesten Anhängern der Kaiserin seine Gründung und Unterhaltung verdankte (in Ungarn wird ihr Andenken wie das einer Heiligen verehrt) — dies beunruhigte und verwirrte uns über alle Maßen. Wir beschlossen, ungeachtet der damit verbundenen Mühe in Wien Nachforschungen anzustellen.

Unmittelbar ehe wir die ungarische Hauptstadt verließen, fuhren wir nach der zum Andenken an die verstorbene Kaiserin errichtete Elisabeth-Kirche, deren Vorhalle ein lebensgroßes Standbild der Kaiserin enthält. Dieses Standbild stellt sie dar, wie sie eine Freitreppe herabsteigt, was im Halblichte wunderbar natürlich, ja geradezu verblüffend wirkt.

Das einzige weitere Denkmal in Budapest — jener monumentreichen Stadt — welches einen nachhaltigen Eindruck bei uns hinterließ, war das des sogenannten Anonymus, des unbekannten Chronisten der Arpadenperiode. Es ist eine sitzende Mönchsfigur mit über den Kopf geschlagener Kutte — eine höchst rätselhaft poetische Figur, die gar wohl als Seitenstück zu der nicht minder rätselhaften tragischen Kaiserin dienen könnte.

Unsere Reise nach Wien gewährte uns herrliche Ausblicke auf die Donau (jenen stolzen Strom, der so viel weniger Beachtung findet, als ihm gebührt) und fügte unserem Erinnerungsschatz an prachtvollen Naturbildern noch dieses hinzu, denn es war dies der erste mächtige Strom, den wir auf unserer Wanderung gesehen.

Meine Mutter bemerkte, daß wir schon früher einmal dieselbe Bahnlinie benützt hatten. Damals befand sich der verstorbene Kronprinz Rudolf auf demselben Zuge. Entlang der Strecke Wien-Budapest spielten, so oft der Zug hielt, Zigeunerbanden entzückende

Weisen zu Ehren des Thronfolgers. Vergebens warteten wir diesmal auf solche Zigeunermusik.

Indem wir über die March fuhren, sagten wir dem Magyarenlande Lebewohl, jenem Lande schroffer Gegensätze und nationaler Selbsterhebung, doch auch dem Lande edler Tapferkeit und ritterlicher Treue.

In Wien verlebten wir einige wonnevolle Wochen, indem wir uns solchen musikalischen Genüssen hingaben, wie sie nur Wien zu bieten vermag. Unsere Zimmer gingen auf die prächtige Ringstraße, und nie wurden wir es müde, dem bunten Treiben zuzuschauen.

Wien war uns ja seit langem schon so teuer — so ganz ein Teil von unserem eigenen Wesen — daß der bloße Anblick des fröhlichen Treibens dort, wie zu Venedig, uns im tiefsten Innersten ergriff. Wie ein Tanz von vollendeter Anmut den Zuschauer oft zum Weinen zwingt, so werden auch wir durch die Heiterkeit geliebter Orte zu Tränen gerührt. Es gibt Städte und Städte — etliche bewundern und schätzen wir, für etliche interessieren wir uns, einige wenige lieben wir — zu diesen gehört Wien.

Inzwischen hatten wir „Aus meinem Leben" keineswegs vergessen; nur waren wir uns noch nicht schlüssig, wie die Sache anzugreifen sei. Zuerst wollten wir uns direkt an den Kaiser wenden, gaben aber glücklicherweise diesen Gedanken wieder auf und richteten unser Gesuch an Mme. de F. Diese Dame war fünfunddreißig Jahre lang die Vorleserin und vertraute Begleiterin der Kaiserin gewesen; dieser hatte die Herrscherin, als sie Oesterreich zum letzten Male verließ, ihre wertvollste Tasche mit Schriftstücken anvertraut, weshalb man nach dem Meuchelmorde Mme. de F. unverzüglich aufforderte, die Tasche herauszugeben, was sie denn auch tat, vor Kummer mehr tot als lebendig. Darauf wurde die Tasche, genau nach den getroffenen Verfügungen, in Gegenwart des Kaisers aufgeschnitten, da niemand einen Schlüssel dazu führen durfte.

Wir wußten, daß diese Dame sich ganz dem Andenken an die Kaiserin hingab, und beschlossen daher, ihr die Sache schriftlich vorzulegen. Wir fanden ein sofortiges Entgegenkommen, und jetzt erst erfuhren wir die heiklen Umstände, welche jegliche Maßnahme in Bezug auf die Schmähschrift erschwert hatten. Der Kaiser selbst wußte nichts von deren Inhalt, man hatte nicht gewagt, ihn darüber aufzuklären — aus Sorge um seinen Gemütszustand.

„Es würde ihn töten," erklärte uns die Dame mit einer tragischen Geste, „er könnte es nicht ertragen, zu wissen, daß man

seine Gemahlin so verlästert hat!“ Sie versicherte uns jedoch, alles Mögliche werde geschehen, das Buch auf indirekte Weise aus dem Museum zu entfernen — da nur der Kaiser selbst den Befehl für seine Entfernung erteilen könne, denn der Kaiser sei es ja gewesen, der die Mittel hergegeben zum Ankauf aller bis jetzt erschienenen Schriften über die Kaiserin oder solcher, die noch erscheinen würden.

„O, verkünden Sie es doch überall in Ihrem großen, edeldenkenden Lande, daß diese Geschichten böse, grausame Verleumdungen sind!“ rief sie mit Tränen in den Augen. „Die Kaiserin war die beste, hochherzigste Frau.“

Es war rührend, wie viel Einfluß sie uns zutraute. Wir brachten es nicht über uns, ihren Glauben zu erschüttern, und versprachen, unser Möglichstes zu tun. Darauf erheiterten sich ihre Züge, und wir schieden von einander als wirkliche Freundinnen.

Gleich darauf kam die Nachricht von der ernstlichen Erkrankung des Kaisers und rief eine tiefe Besorgnis hervor, die während sechs langer Wochen wie eine schwere Wolke über Wien schwebte. Niemand gab sich auch nur den Anschein wiederkehrender Zuversicht; die düstere Stimmung war so allgemein, daß man sich ihr mit bestem Willen nicht entziehen konnte. Das Schlimmste befürchtend, sah man der Zukunft entgegen, da der Thronerbe nicht nur beim Volke unbeliebt, sondern ihm noch obendrein ein Buch mit sieben Siegeln war.

Als es endlich hieß, daß der Monarch sich auf dem Wege der Besserung befinde, war die Erleichterung so grenzenlos, daß man sie tatsächlich spüren konnte wie einen Herzschlag — einen Herzschlag der Freude allüberall im Lande. Das überzeugte uns — wenn es überhaupt noch nötig war, uns zu überzeugen — daß unter allen lebenden Herrschern keiner so leidenschaftlich geliebt wird wie Kaiser Franz Joseph. Unzählige Prüfungen hat er erduldet, unerhörte Leiden und Schicksalsschläge, aber ein unschätzbares Gut ward ihm zuteil — die Liebe seines Volkes — und dieses Gut kann ihm niemand rauben — weder Serben noch Russen, ja nicht einmal Sozialisten — dieses Gut wird er mit sich ins Grab nehmen.

An einem der letzten Abende, die wir in der Kaiserstadt verlebten, besuchten wir das Burgtheater, jene Hochburg deutschen Kulturlebens in Oesterreich, jenes Bollwerk gegen das wühlende, immer einflußreicher werdende Slawentum. Man gab zwei Stücke: „Die Sprache der Vögel,“ ein poetisches Phantasiespiel, in welchem König Salomo auftritt, und „Auferstehung“, ein modernes Lustspiel

von Felix Salten. Beide Stücke wurden glänzend gespielt, beide boten reichlich Stoff zum Nachdenken wegen des scharfen Kontrastes in Bezug auf Zeit sowohl wie Sujet. Als wir nach der Vorstellung, die vernünftigermaßen schon um halb zehn vorüber war, nach unserem Hotel zurückwanderten, beklagte sich meine Mutter wiederholt darüber, daß ihr Mantel so schwer sei; dieser war von einfachem Muster, aus schwarzem Tuch gemacht, mit tiefen Taschen versehen und ganz irrtümlicherweise „Norma" genannt. Wir hatten den inneren Platz der ehrwürdigen Hofburg erreicht, den man immer durchquert, um den Weg abzukürzen, als wir entdeckten, daß der bauschige Gegenstand, den meine Mutter in der rechten Tasche spürte und für ein Opernglas gehalten hatte, in Wirklichkeit eine große, in einem ledernen Futteral enthaltene Pistole war!

Bestürzt machten wir Halt — meine Mutter trug statt ihrer „Norma" einen Herrenüberrock! Eine nähere Besichtigung ergab, daß er dem Grafen Emerich Thun gehöre, einem jungen Flottenoffizier, der uns am nächsten Tage unsere „Norma" wieder zustellte.

Also war der letzte Eindruck, den wir von der geliebten Kaiserstadt empfingen, eine starke Mischung von Krieg und Frieden — einerseits vollendete Kunst im konservativen, wählerischen Hoftheater und anderseits eine große geladene Pistole in der Tasche eines Mannes aus dem Publikum!

Diese unsere nächtliche Wanderung durch Wien, eine gefährliche Feuerwaffe in der Tasche, stimmte gar seltsam überein mit den späteren Ereignissen.

Bald darauf wohnten wir einer anderen Vorstellung von außergewöhnlichem Interesse bei, welche im Dresdener Opernhause zu Ehren des großen russischen Baritonsängers Baklanoff gegeben wurde — es war eine Aufführung der Oper „T o s c a".

Obschon wir, wenn wir von Wien kommen, auf anderswo gebotene musikalische Genüsse im allgemeinen nicht gerade erpicht sind, so beschlossen wir doch bei dieser Gelegenheit, allen Bedenken zum Trotz, der Aufführung beizuwohnen. Wir wurden reichlich belohnt, denn der Gast, der die Scarpiarolle spielte, hielt uns festgebannt durch sein gewandtes Auftreten sowie durch die vollendete Kunst und dämonische Gewalt seiner Darstellung. Wir erschauerten, wir bewunderten, wir gaben uns hin; durch alles hindurch empfand man jedoch den furchtbaren slawischen Druck. Baklanoff machte mit seinen Zuhörern, was er wollte — gewiß ein großes Genie, doch im Grunde genommen ein brutales Genie! Sein Scarpia war ein

Meisterstück der Darstellungskunst, allein man hätte ihn gern wegen seiner grandiosen Frechheit zu Boden geschlagen.

Das Auftreten des großen slawischen Künstlers, so kurz nach unserem abenteuerlichen Erlebnis mit der Pistole des Grafen Thun, war fast wie eine Vorbedeutung dessen, was da kommen sollte.

Zu Franzensbad in Böhmen, wo wir unsere jährliche Eisenkur durchmachten, verbrachten wir einen ruhigen Monat — wir badeten, wir tranken an den Quellen, trieben Lektüre, ruhten aus und gingen spazieren; nichts störte unseren Seelenfrieden während dieser Erholungspause, ja ich glaube gar, wir verdanken es den dort gesammelten Kräften, daß wir unter den späteren Leiden und Beschwerden nicht zusammenbrachen.

Nur Eines berührte uns peinlich — die ungeheure Zunahme des slawischen Elementes seit unserem letzten Besuch. In den Läden und auf den Straßen bemerkten wir, daß unter den Kurgästen die Russen entschieden vorherrschend waren. Die Bürgerschaft beschwerte sich ernstlich darüber, da der Ruf von Franzensbad als internationalem Badeort sehr darunter leide. Die Slawen ihrerseits, als ob sie wüßten, daß man insgeheim über sie murre, wurden nur noch anmaßender, so daß sie sogar dem zufällig Vorübergehenden fast unerträglich schienen.

Gerade an dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß es mir wohl bekannt ist, welch bitteres Unrecht den Slawen zugefügt wurde, wie man sie betrogen, unterdrückt und mit Füßen getreten. Smetanas Oper „Dalibor" stellt die Leiden und das sehnsuchtsvolle Streben der Slawen in ergreifender Weise dar, und zwar in einer Weise, welche das innigste Mitgefühl erweckt; gleichwohl würde meines Dafürhaltens der Tag, an dem das Slawentum zur Oberherrschaft gelangt, zu einem Unglückstag werden für die ganze Weltkultur.

Unser Aufenthalt in Böhmen näherte sich seinem Ende, als die blutige Tat von Sarajevo die Welt mit Entsetzen erfüllte. Da wir erst so kurz vorher in der Stadt gewesen, wurden besonders wir aufs tiefste davon ergriffen. Serbische Arglist hatte fürwahr einen großen Erfolg erzielt. Man verlockte des Erzherzogs morganatische Gemahlin, die selbst eine Slawin war, indem man ihr die einer Kaiserin gebührende und ihr bisher vorenthaltene Huldigung in Aussicht stellte, und beide, sie sowohl wie ihr Gemahl, gingen in die Falle — und welch eine Falle! Die Einzelheiten bilden schauerlichen Lesestoff. Wäre das dem Tode geweihte Paar aus der „Bombenwerferstraße" entkommen und hätte es den Konak erreicht, wo ein

Imbiß genossen werden sollte, so waren Bomben unter dem Tische und sogar in den Uhren, und wären sie diesen entronnen, so waren sie auf dem Rückweg nach dem Bahnhof von Bomben bedroht, die man im überhängenden Gezweig angebracht hatte. Hätte alles versagt, so hatte man umständliche Vorbereitungen getroffen, den für die Rückreise des Unglückspaares bestimmten Zug in Trümmer zu legen.

Unsere Intuition in Bezug auf Sarajevo hatte sich in der Tat verwirklicht; während unseres Aufenthalts muß es dort wie in einem Hexenkessel der Verschwörung gebrodelt haben — längst schon waren wohl die Intriguen gesponnen, um die Oesterreicher aus der Provinz zu vertreiben und den Serben zur Herrschaft zu verhelfen. Die mit Vorbedacht ausgeführte Ermordung des Erzherzogs zwang Oesterreich, Repressalien zu ergreifen; hätte es dies unterlassen, so würde es seine Selbstachtung eingebüßt haben, sowie auch die Achtung der ganzen Welt. Das wußte Serbien und, mit Rußland hinter sich, spielte es seine Trümpfe aus — mit scheinbarem Erfolg!

Alle diejenigen, die es Oesterreich zum Vorwurf machen, daß es die sogenannte Initiative ergriffen hat, sollten doch bedenken, was andere Nationen an seiner Stelle getan hätten. Wenn belgische Verschwörer den Prinzen von Wales nach Irland gelockt hätten — wohl wissend, daß chronische Unzufriedenheit dort herrsche — um ihn sodann kaltblütig zu ermorden, und wenn die Verantwortlichkeit für diese Tat den Belgiern nachgewiesen worden wäre, würde England wohl auf Vorstellungen vonseiten der Mächte eingegangen sein, die dahin zielten, daß es davon abstehen solle, Genugtuung zu fordern? Und wenn diese Genugtuung verweigert worden wäre, hätte England die Beleidigung eingesteckt oder den Krieg erklärt?

Setzen wir einen anderen Fall. Wenn die Mexikaner einen hochgestellten amerikanischen Offizier, den sie vorher eingeladen, meuchlings ermordet hätten, würden die Vereinigten Staaten sich den Wünschen fremder Regierungen gefügt haben, daß der Fall auf diplomatischem Wege erledigt werde, statt mit dem Schwert?

Wir können uns leicht darüber hinwegsetzen, wenn anderen Unrecht widerfährt, aber wenn es uns selbst zugefügt wird, so erhält die Sache einen anderen Anstrich. Oesterreich tat, was seine Ehre ihm gebot, auf die Gefahr hin vernichtet zu werden; jede andere Handlungsweise wäre einer großen Nation unwürdig gewesen.

Wir verließen Franzensbad traurigen und beklommenen Herzens, uns bangte um die Zukunft jenes Oesterreichs, das uns so

teuer war. Es graute uns vor den Leiden, die hereinbrechen könnten über jenes freundliche und geniale Volk, das — Hoch und Nieder — im Laufe all der Jahre so viel beigetragen hatte, uns das Leben angenehm und glücklich zu gestalten. Das goldene Wienerherz ist ja sprichwörtlich — nie hatte es versagt — und nun sollte dieses Herz vor bitterer Qual erzittern? Sollte alles Wertvolle, was die Kunst und Industrie der Doppel-Monarchie geschaffen und noch schuf, in dem schrecklichen Kampfe, der nun bevorstand, der Zerstörung preisgegeben werden?

Das gewinnende Wesen — jener besondere Vorzug der Oesterreicher — ist die Frucht einer Jahrhunderte andauernden, dem Stammholze großer natürlicher Begabung angepfropften Kultur. Der Oesterreicher ist dem Deutschen, was die beste Art Weib dem starken Manne ist — anmutig, feinfühlend, hingebend, tief religiös, hoch begabt, im innersten Wesen naiv.

Sollte diese Rasse von den Slawen überwältigt werden, so bedeutete das die Aufopferung dessen, was die Welt nur schwer entbehren könnte.

Bayreuth schien uns wie eine andere Welt, idyllisch und doch auch äußerst rege; jedermann strengte sich nach Kräften an, um das gesteckte Ziel zu erreichen — im vorliegenden Falle eine tadellos künstlerische Leistung. Es war deutscher Fleiß neben österreichischer Grazie, obgleich beide in dem musikalischen Mekka aufs glücklichste zusammenwirkten, denn viele Oesterreicher befanden sich im Orchester und unter den Sängern. Wir wollten den Generalproben beiwohnen und dann allmählich weiter nach England zu reisen.

Da wir in einer kleinen Villa auf dem Hügel wohnten, unweit vom Wagner-Theater und in der Nähe des entzückenden Waldes, hielten wir uns für berechtigt, unseren Bayreuther Aufenthalt als „Nachkur“ zu bezeichnen. Wir verbrachten unsere Vormittage im Walde, indem wir laut lasen, und später, etwa um dreiviertel Vier, wanderten wir den schattigen Weg hinauf, der nach dem historischen Festspielhause führt. Sofort nach Betreten des Gebäudes vergaßen wir, daß es draußen noch eine andere Welt gebe.

In der ersten Reihe sitzend, mit fünfzehn leeren Plätzen je rechts und links und zwei freigebliebenen Reihen hinter uns, für den ausschließlichen Gebrauch des Sohnes des Meisters reserviert, der als Bühnenleiter die Dekorationen und die Vorgänge von allen Gesichtspunkten aus beobachten wollte, sogen wir die lebenspendende Musik ein und weideten unsere Augen an den wunderbaren Bühnen-

wirkungen mit Wolken, Wasser, Erde und Feuerzauber. Gelegentlich schlüpfte Dr. Muck zur äußersten Linken herein, zuweilen postierte sich ein musikalischer Assistent zu unserer Rechten, um über irgend eine Schwierigkeit ein Urteil zu fällen. Unter dem Publikum, das fast den ganzen Zuhörerraum bis auf die vordersten fünf Reihen anfüllte, bemerkten wir viele bekannte — wo nicht gar berühmte — Personen; unter anderen Humperdinck und Hauptmann und Dr. Schweninger, Bismarcks gefeierten Leibarzt. Sänger waren auch zahlreich vertreten, sowohl wie Dirigenten und Lehrer; tatsächlich war fast jeder ein fachmäßig ausgebildeter Musiker oder hatte sich in einem anderen Berufe besonders hervorgetan. Alles zeugte von einer herzerquickenden Sachkenntnis; es gab keinen unangebrachten Applaus, sondern nur eine feine Würdigung alles dessen, was von erster Güte war. Ja, als die öffentlichen Vorstellungen begannen, war der Kunstsinn der Zuhörer im ganzen merklich geringer, ungeachtet der hohen Stellung, die viele von ihnen einnahmen.

Am ersten Tage des Ring hatten wir u. a. als nahe Nachbarn des Kaisers vierten Sohn und seine schöne Gemahlin — den Prinzen und die Prinzessin August Wilhelm. Diesem jungen Manne, dem hübschesten der preußischen Prinzen, merkten wir es zuerst an, daß Gefahr im Anzug sei.

Oesterreichs Note an Serbien und deren Ergebnis hatte natürlich in Bayreuth die größte Erregung verursacht. Die meisten österreichischen Künstler reisten sofort ab, unter ihnen mehrere Mitglieder des Orchesters, sowie auch unser prächtiger Gurnemanz; ferner eine Anzahl ungarischer Edelleute. Doch war die Bestürzung nicht allgemein, man hoffte, der Krieg werde sich lokalisieren lassen.

Der Ring nahm seinen Verlauf, im Benehmen des Publikums war keine Veränderung wahrnehmbar, die englischen und amerikanischen Besucher waren anscheinend unbesorgt. In unserer Nähe saß ein ehemaliger amerikanischer Diplomat, der eine langjährige Erfahrung in Deutschland und anderswo hinter sich hatte. Wir wünschten seine Ansicht über die Möglichkeit internationaler Verwickelungen zu hören, aber auch er wollte von dergleichen nichts wissen.

Da geschah auf einmal etwas, was uns mit Blitzesschnelle den Ernst der Lage offenbarte. Wir warteten auf dem kleinen freien Platz an der Seite des Theaterraums, ehe wir uns setzten, als unsere Aufmerksamkeit auf den Prinzen August Wilhelm gelenkt wurde. Er hatte seine Damen nach ihren Sitzplätzen vorangehen lassen,

während er selber in einem dunkeln Winkel zurückgeblieben war — wo er sich wohl unbeachtet glaubte — um mit dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg eine geheime Unterredung zu haben. Freilich entging uns, was sie sprachen, doch befremdete uns der bedenkliche Ausdruck, der auf ihren Gesichtern lag. Prinz August Wilhelm war in der Tat wie umgewandelt — tags zuvor war er ein munterer, gutmütiger Junge gewesen, heute war er ein besorgter, strengblickender Mann.

Einer jener unbewußten Eingebungen folgend, denen wir blindlings zu gehorchen gelernt haben, beschloß meine Mutter, Bayreuth in aller Eile zu verlassen, mit Verzicht auf unserer noch unbenutzten Billete, und spornstreichs nach England zu reisen.

Tags darauf trafen wir alle nötigen Vorkehrungen, indem wir unsere Fahrkarten bis nach Charing Croß bestellten und Geld auf der Bank erhoben. Außer deutschem Gold und Papiergeld gelang es uns, fünf Pfund in englischem Gold zu bekommen, was sich später von unschätzbarem Werte erwies.

Noch hegte man in Bayreuth keine Befürchtung, obgleich die preußischen Fürstlichkeiten die Stadt am nämlichen Abend noch verlassen hatten und ein Gerücht im Umlauf war, daß mehrere bayrische Regimenter schon an die polnische Grenze abgesandt worden seien; wir selber sahen einen geheimnisvollen Zeppelin, welcher majestätisch in derselben Richtung segelte.

Die Aufführung der Götterdämmerung ging von statten ohne Zwischenfall — wie uns diese Musik später beständig in den Ohren klang auf unserer schreckenvollen Reise! Mit schwerem Herzen nahmen wir Abschied von dem geliebten Bau, wo wir der herrlichen Stunden so viele verlebt; unter Tränen sagten wir unseren gütigen Wirtsleuten Lebewohl, welche alle, Hänsel der Kanarienvogel mit einbegriffen, unsere bewährten Freunde waren; dann fuhren wir in die Stadt hinunter, die zu Ehren eines dort weilenden bayrischen Prinzen bunt beflaggt war; der Fliegende Holländer sollte an jenem Nachmittage gegeben werden.

Im letzten Augenblicke noch zogen wir unseren Entschluß in Erwägung; alles verlockte uns, an einem Ort zu bleiben, den wir liebten und wo man uns gut kannte. Flogen wir nicht ab von diesem Orte, und das nur wegen des Ausdrucks auf dem Gesichte eines einzigen jungen Mannes?

Auf dem Bahnhof hatte sich ein alter Freund eingefunden, um uns Lebewohl zu sagen. Als wir diesen Mann, zu dem wir großes

Vertrauen hatten, ersuchten, uns frei herauszusagen, wie er über die Lage denke, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht und erwiderte: „Heute sieht es schlimmer aus. Aber," fügte er hinzu, „ich bin fest überzeugt, daß unser Kaiser den Krieg, solange es nur möglich ist, hinausschieben wird." Wir schlossen uns dieser Ueberzeugung rückhaltlos an. Hatte nicht Kaiser Wilhelm sechsundzwanzig Jahre lang den Frieden gewahrt?

Wir verließen Bayreuth am Freitag, den 31. Juli — seit jenem Tage hat uns keine Kunde von dort erreicht; es ist, als ob eine dichte Trauerhülle sich herabgesenkt hätte zwischen uns und die, die wir zurückgelassen — kein Wort, kein Lebenszeichen von ihnen ist zu uns gedrungen.

Wir betrachteten die anmutige fränkische Gegend mit sorgenvollen Blicken, alles schien so friedlich, doch was konnte nicht ein einziger Tag hervorbringen! Machte Rußland mobil, so sah sich Deutschland auch dazu gezwungen — und dann wäre der Krieg da.

Der Nürnberger Bahnhof war mit Menschen angefüllt, aber es fiel uns nichts Besonderes auf, bis wir das Restaurant betraten. Dort wurden allenthalben kleine unentgeltlich verteilte Extrablätter gelesen. Ich verschaffte mir eins von diesen und las zu meinem Schrecken die verhängnisvollen Worte: „Deutschland im Zustand der Kriegsgefahr, was in Preußen einem Belagerungszustand gleichkommt. Grenzen, Brücken und Tunnels sollen sofort bewacht werden. Das Verkehrs- und Postwesen wird erheblich beschränkt, alle Konterbande wird beschlagnahmt, u. s. w."

Wir schauten uns um in dem weiten Raume, Bestürzung war auf vielen Gesichtern zu lesen, nirgends entdeckten wir Spuren von freudiger Erregung; nur Ruhe und düstere Entschlossenheit. Man fügte sich mit Gelassenheit in das Unvermeidliche — daß es auch an Mut nicht fehlte, haben die Ereignisse zur Genüge bestätigt.

Was nun uns anbetraf, so entwarfen wir schnell unsere Pläne; wir wollten direkt nach Köln reisen, ohne unsere Fahrt zu unterbrechen, dort übernachten, unser aufgegebenes Gepäck abholen und am anderen Morgen nach England weiter reisen. Eine allgemeine Mobilmachung war noch nicht angekündigt worden, so daß wir durch rasches Handeln dem Andrang vielleicht zuvorkommen konnten. In dieser Hoffnung wiegten wir uns, als wir nach einstündigem Warten von Nürnberg abfuhren, und tatsächlich legten wir den größten Teil der Strecke nach Frankfurt a. M. ohne Störung zurück. Doch als wir in die Umgebung dieser Stadt gelangten, trat eine lange Ver-

zögerung ein, ohne daß man uns den Grund dafür angab. Endlich erfuhren wir, daß es wegen der beschleunigten Abfertigung der nach Metz bestimmten Truppenzüge geschehe. Hier spürten wir zuerst das in Kraft getretene Kriegsrecht; überall gab es Patrouillen und es herrschte die strengste Ordnung.

Wir stiegen in Frankfurt aus, wo wir den geräumigen Bahnhof buchstäblich zum Erdrücken voll von aufgeregten Menschen fanden, die hin- und herwogten und die neuesten Depeschen überflogen, welche während unseres fünfstündigen Aufenthalts daselbst mit ominöser Schnelligkeit aufeinander folgten. Alle durchgehenden Züge waren schon eingestellt worden, und wir mußten entweder in Frankfurt übernachten oder um 1:46 vorm. mit dem Schnellzug über Köln nach Vlissingen fahren — dem einzigen Zug in nördlicher Richtung, der für jene Nacht auf dem Fahrplan stand.

Wir zögerten; wir waren aufs äußerste ermüdet, es bedeutete stundenlanges Warten in der überfüllten Bahnhofshalle, und dazu war es nicht einmal wahrscheinlich, daß wir unsern Weg in den Zug würden erzwingen können. Tags darauf würden wir vielleicht eine bessere Gelegenheit haben. Wir hatten große Lust, im nahegelegenen Englischen Hof die Nacht zu verbringen, wo man uns kannte und wo wir in aller Behaglichkeit ausruhen konnten. Wir nahmen uns vor, den Rat des Bahnhofvorstehers einzuholen. Dieser ermüdete Beamte arbeitete im Innern seines Bureaus fieberhaft drauf los, doch wie er unsere bangen Fragen hörte, hielt er einen Augenblick inne, warf uns einen einzigen Blick zu und sagte dann: „Folgen Sie meinem Rat und fahren Sie um 1:46."

Das gab den Ausschlag. Nachdem wir uns mit Erfrischungen, wie sie sich gerade auftreiben ließen, versehen hatten, planten wir einen Sturmanlauf auf den Zug. Kraft unserer energischen Versuche drängten wir uns endlich durch die Sperre bis auf den Bahnsteig, wo der Vlissinger Schnellzug eintreffen sollte. Hier sahen wir ganze Unmengen aufgestapelten Gepäcks, das von Soldaten bewacht wurde; zu unserem Schrecken waren unsere fünf Koffer darunter! Im Nu ward uns klar, daß ein Mitnehmen derselben ausgeschlossen sei — dies war einer unserer schwersten Augenblicke. Auf so viel, was sich gar nicht ersetzen ließ, auch nur vorübergehend verzichten zu müssen, dazu bedurfte es unseres ganzen vereinten Mutes. Hätten wir die kostbaren Koffer doch nur nicht gesehen! Hätten wir doch nur in dem Glauben bleiben können, daß sie uns nach Köln vorausgegangen seien!

Als der Zug eintraf, wurde er buchstäblich erstürmt; nach fünf Minuten gab es auch keinen Zollbreit freien Platzes mehr. Einem glücklichen Impuls gehorchend, gingen wir auf einen der Schlafwagen los in der richtigen Vermutung, daß die meisten Reisenden sich an die Personenwagen heranmachen würden. Nach furchtbarem Kampfe gelang es uns, die Stufen zu erklimmen; unser Handgepäck hatten wir mit in den Korridor geschleppt und setzten uns nun darauf. Da saßen wir oder kauerten vielmehr während der übrigen Nacht in dem engen Gange vor den Schlafabteilungen. Eine gütige Dame gab uns ein Kissen aus ihrem Bett, jedoch der belgische Aufwärter, ein vielsprachiges Genie, machte uns so viel Schwierigkeiten wie nur möglich, indem er Bezahlung dafür verlangte, daß er uns auf dem Fußboden sitzen ließ, und uns bei verschiedenen Gelegenheiten auf ganz kleine, schier unerträgliche Weise tyrannisierte.

In unserem Wagen befanden sich viele junge Amerikanerinnen, die meisten ohne Begleitung und ohne verfügbares Geld. Ihre Bedrängnis erregte das tiefste Mitleiden; sie wollten nach Holland, dem nächstliegenden neutralen Lande.

Nie werde ich jene Reise vergessen, die rheinabwärts ging, zuerst im Mondlicht und dann bei Tagesgrauen. Eingezwängt wie wir waren, dicht an den niedrigen Fenstern, hatten wir einen freien Ausblick auf den historischen Strom. Die Vorbereitungen zu der wunderbaren Mobilisierung hatten zusehends Fortschritte gemacht. Obwohl nur wenige Stunden seit der ersten amtlichen Bekanntmachung verflossen waren, war bereits jeder Tunnel, jede Brücke, jede Signalstation auf der ganzen Strecke von Soldaten bewacht. Es war, als seien sie aus der Erde hervorgezaubert worden: am Morgen keine Spur von militärischer Tätigkeit, in der Nacht ganz Deutschland unter den Waffen! In allen Gauen herrschte das Kriegsrecht. In Berlin hatte man auf einen Knopf gedrückt und siehe da! der gewaltige Apparat funktionierte tadellos. Schreckenerregend und prachtvoll zugleich war die zur triumphierenden Tat gewordene, als ganzes Volk wirkende Organisation, als Volk, welches von der Wiege an zu gehorchen gelernt hatte, dem die Pflichterfüllung stets über alles ging und das dem Vaterland zuliebe vor keinem Opfer zurückscheuen würde.

Wie wir an so manchem lieben, trauten Orte vorüberfuhren — an Mainz und Bingen, an den Loreley-Felsen und all den Schlössern — schien es uns ein schrecklicher Traum, denn alles sah so friedlich aus in dem blassen Scheine, und fortwährend schwebte vor unseren

Augen, klangen in unseren Ohren jene Rheinszenen und jene Rheinmusik der Götterdämmerung — konnte irgend etwas Gefahr eindrucksvoller versinnbildlichen und verkünden als gerade diese Schöpfung? Merkwürdig war, daß wir unseren diesjährigen Besuch mit der Götterdämmerung zum Abschluß brachten, was wir in früheren Jahren immer vermieden hatten. Mit umflorten Augen schauten wir auf den geisterhaften Strom, drohte auch ihm die allgemeine Verheerung? Hagens Ruf — „Not — Not ist da!" klang immer wieder in unseren Ohren, ebenfalls Brünnhildes „Eid und Meineid — Müßige Acht."

Sollte das Volk Wagners — das Volk Goethes und Beethovens und all der großen Männer der Wissenschaft, die so unverdrossen für die Menschheit gewirkt — sollte dieses hochentwickelte, fortschrittliche Land — dieses Land der echten Häuslichkeit und der geistigen Ueberlegenheit — sollte dieses Land — dieses uns ans Herz gewachsene Deutschland verzweiflungsvoll sich ins Verderben stürzen, und sollten all die andern Staaten der Erde sich zusammentun, es zu bekämpfen? Schon war der Krieg zwischen ihm und seinen beiden mächtigsten Nachbarn entbrannt, und in dieser gefährlichen Lage — zwischen zwei Feuern — galt es, augenblicklich zu handeln. Das wußten wir und dennoch waren wir im tiefsten Herzen betrübt.

Völlig erschöpft kamen wir um 7 Uhr morgens in Köln an und fuhren sofort nach dem Cookschen Reisebureau, welches wir jedoch verschlossen fanden. Von dort begaben wir uns nach dem Hotel du Nord, doch unterwegs sprang ich aus dem Wagen, um eine der Bekanntmachungen zu lesen, die überall in großen Lettern angeschlagen waren. An vierter Stelle hieß es, daß alle neuangekommenen Fremden Köln binnen vierundzwanzig Stunden verlassen müßten, es sei denn, daß sie triftige Gründe für ein längeres Verweilen angeben könnten. Dies steigerte noch unsere wachsende Unruhe. Wir eilten nach dem Hotel, um Erkundigungen einzuziehen bei unserem alten Freunde, dem Portier, der hier seit fünfunddreißig Jahren dieselbe Stelle innehatte. Er sagte uns, daß der um zehn Uhr vormittags nach Ostende abgehende Schnellzug sicherlich fahren werde. Wiederum schwankten wir, das Hotel schien ruhig und sicher, wir bedurften so sehr des Schlafes; überdies durfte es uns ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt in Köln ermöglichen, unser abhanden gekommenes Gepäck wieder zu erlangen.

Wir beschlossen, noch einmal auf das Cooksche Bureau zu gehen; wir fanden es immer noch verschlossen, warteten aber vor der Tür

nebst einigen anderen beunruhigten Reisenden, bis endlich die eisernen Läden ein wenig in die Höhe gingen. Wir krochen unten durch und fanden als ganzes Personal einen einzigen Engländer. Dieser befand sich in der höchsten nervösen Aufregung, wollte auch nicht das Geringste für uns tun und erklärte, daß er das Lokal noch an demselben Nachmittag zu schließen beabsichtige.

Wir entfernten uns in sehr gedrückter Stimmung, zum ersten Male während unserer vieljährigen Erfahrung hatte Cook uns im Stich gelassen! Ohne Zweifel geschah es aus Notwendigkeit, dennoch gerieten wir und viele andere darob in Bestürzung.

Wir eilten ins Hotel zurück, zum dritten Mal an jenem Morgen am großen Dom vorbei. Wir wären gern auf einen Augenblick hineingegangen, um uns, wenn nicht Trost, so doch Kraft zu holen. Elf Jahre früher hatten wir dort einer Totenfeier beigewohnt, welche zum Andenken an den jüngst verstorbenen Papst Leo XIII. abgehalten wurde. Der Eindruck war überwältigend, im Halbdunkel nahmen sich die Lichter im Schiffe aus wie Leichenfackeln. Fern lag uns der Gedanke an jenem bangen Morgen, daß ein anderer Papst so bald zu seinen Vätern versammelt werden würde — der gute Pius X., den wir als Patriarchen von Venedig gekannt und geliebt hatten.

Es blieb uns indessen erschreckend wenig Zeit, wollten wir um zehn Uhr mit dem Schnellzug nach Ostende fahren, wozu wir uns nur ungern entschlossen hatten. Wir übergaben dem alten Portier unsern hochwichtigen Gepäckschein mit der dringenden Anweisung, er solle unsere Koffer so bald wie möglich abholen und im Hotel unter Verschluß aufbewahren; worauf wir mit schwerem Herzen Abschied nahmen. In Deutschland hatten wir uns sicher gefühlt, in Deutschland war uns nur Gutes widerfahren, wir schieden von so manchem langjährigen teuren Freunde, wir trennten uns von so Vielem, was einen wesentlichen Teil unseres Lebens gebildet hatte; wir ließen auch unser Gepäck zurück, was an und für sich schon schlimm genug war. Trotz alledem trieb es uns vorwärts.

Wir verließen Köln zur angegebenen Stunde; es schien alles wie sonst, nur daß der Speisewagen fehlte und auch keine Lebensmittel feilgeboten wurden. Die Fahrgäste waren diesmal meistens Engländer; in unserer Abteilung waren zwei Damen aus London, in deren Gesellschaft wir den größeren Teil der Strecke nach Ostende zurücklegten. Es hatte dies seinen Vorteil wie auch seinen Nachteil — seinen Vorteil, weil man zu vieren sich leichter Geltung verschafft

als einzeln oder zu zweien — seinen Nachteil dagegen, weil in äußerst schwierigen Situationen ein jeder gewitzigt sein und schnell entschlossen handeln muß; nun aber fehlte es diesen beiden Damen trotz ihres angenehmen Wesens, und obschon sie geläufig Deutsch und Französisch sprachen, an Initiative, ohne welche ein erfolgreiches Fortkommen undenkbar war. Es ist ebenso unerläßlich zu wissen, wonach man nicht fragen, als wonach man fragen soll. Alle Fragen müssen zuerst sorgfältig erwogen und dann mit aller Entschiedenheit gestellt werden, um in solchen Augenblicken von irgendwelchem Nutzen zu sein. Alle Umschweife und Abschweifungen sind Beamten gegenüber vom Uebel, namentlich in Belgien, wo man sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, die Fremden nach Möglichkeit irrezuführen.

Alles ging nach Wunsch bis Herbestal an der deutschen Grenze, wo an uns die gebieterische Weisung erging auszusteigen, da kein Zug durchfahre und wir somit die Strecke nach Verviers zu Fuß zurücklegen müßten. Dies geschah auf einem weiten Umweg bei brennender Sonnenhitze; obendrein schleppten wir uns mit unserem Gepäck ab. Wir schöpften nur wenig Trost daraus, daß man überhaupt keine Koffer hätte mitnehmen können. In ordnungslosem Zuge bewegten wir uns durch endlose Straßen; selbst mit verbundenen Augen hätten wir nicht verwirrter sein können bezüglich unserer Richtung. Nach dreiviertelstündigem schnellem Gehen erreichten wir Verviers, wo wir förmlich hineingeschoben wurden in einen kleinen Zug, der sich in Bewegung setzte fast ehe wir uns mit unseren Handtaschen hineinstürzen konnten. Also begann unsere tolle Flucht durch Belgien.

Wir fuhren meistens dritter Klasse. Schaffner und Gepäckträger waren keine da, das Leben selbst war kaum noch lebenswert bei dieser Hatz des häufigen Umsteigens und der Angst, zurückgelassen zu werden. Niemand wollte sagen, wohin wir uns zu wenden hätten; niemand unser Handgepäck tragen. In Lüttich stiegen wir zum dritten Male um; eine ganze Reihe müßiger Männer stand da und lachte uns aus, wie wir versuchten, unsere Sachen von einem Zug zum andern zu schaffen — kein Geld verlockte sie, kein Bitten erregte ihr Mitleid, selbstverständlich redeten wir sie auf Französisch an, sie aber verhöhnten uns vor allen Leuten. Einer machte die Bemerkung: „Sie haben noch Zeit genug, Ihren Zug zu verfehlen!“ Gänzlich erschöpft und abgespannt infolge der unerwarteten Beleidigungen, die man uns zugefügt, erreichten wir endlich Brüssel, wo

wir trotz absichtlicher Versuche, uns auf falsche Fährte zu bringen, den Schnellzug nach Ostende noch erwischten.

Als wir durch die wohlbekannte Gegend seewärts fuhren — eine Gegend, die wir unzählige Male in sorgloser Behaglichkeit durchquert hatten — kam es uns wie ein Traum vor, daß wir nun tatsächlich Flüchtlinge waren.

An einem der kleinen Bahnhöfe nicht weit von Brüssel las ich den Namen Dilbeek, und es fuhr mir durch den Sinn, daß eine meiner Schulfreundinnen, eine Belgierin, uns eingeladen hatte, sie daselbst auf unserem Wege nach England zu besuchen. Auch dies kam mir ganz wie ein Traum vor, obschon mir der Brief erst vor zwei Wochen zugegangen war. Und hier wirbelten wir nun in rasender Hast vorbei der Küste zu, während meine Freundin, deren prachtvolles Schloß ich nun nicht zu sehen bekommen sollte, vielleicht in Todesängsten war!

Wir dachten auch mit Besorgnis an Van Dyck, den einzigen Belgier, von meiner Freundin abgesehen, dem wir besonderes Interesse entgegenbrachten — den größten Darsteller des Parsifal, den vollendeten Kavalier.

In Ostende, wo wir um sechs Uhr abends anlangten, hieß es, daß ein Schiff nach Dover abfahren werde, doch wahrscheinlich erst um Mitternacht, da es auf die von allen Richtungen herkommenden Züge warten müsse. Unserem Glückstern dankend, daß wir wenigstens die Küste erreicht hatten, warteten wir voller Bangigkeit und entfernten uns auch nicht einen Augenblick von der „Maritime Station". Als wir uns am Fahrkartenschalter wegen einer Privatkabine erkundigten, lasen wir auf einem Plakat die ominösen Worte, daß die deutsche Grenze schon gesperrt sei. Dies gab uns einen heftigen Schreck, denn es bedeutete ja die Unterbrechung jeglichen Verkehrs mit Deutschland und Oesterreich; Monate lang würden wir wohl von unseren Freunden keine Nachricht erhalten — auch konnten wir ihnen nicht schreiben. Es war dies ein Moment gesteigerter Seelenqual. Hatten wir klug gehandelt, uns ohne unser Gepäck und mit einem solchen Aufwand an Nervenkraft in solcher Eile davonzumachen?

Seit unserem Aufbruch hatten wir kein Auge zugetan, und einige Stunden Schlaf taten uns dringend not. Jede Privatkabine schien zweimal vergeben zu sein; doch, vertraut wie wir mit den Ostender Dampfern waren, wußten wir, daß es eine cabine de luxe gab, welche vielleicht, da die meisten Flüchtlinge über ungenügende

Mittel verfügten, noch zu haben war. Unseren kostbaren Schatz englischen Goldes hervorholend, boten wir ihn als Bezahlung an gegen Ueberlassung der Kabine. Zu unserer freudigen Ueberraschung erklärte sich der Beamte bereit, dieselbe für uns zu reservieren. Durch diesen Erfolg ermutigt, hielten wir es aus, bis wir um elf Uhr nachts das Schiff betreten durften.

Meine Mutter legte sich gleich hin und gönnte sich eine Stunde Schlaf, während ich an der Türe unserer großen kreisförmigen Kabine saß und den sich ansammelnden Passagieren zusah. Unter ihnen waren viele Schülerinnen und englische Familien mit kleinen Kindern in der Obhut von Wärterinnen, auch amerikanische Touristen und junge Männer, die ich nicht ohne weiteres zu klassifizieren vermochte. Zahlreicher, immer zahlreicher wurden die Ankömmlinge — der Vorgang glich einer ungeheuren Flucht und erregte geradezu Furcht. Die Matrosen holten immer mehr Verdeckstühle hervor, immer mehr Gepäck wurde an Bord geschafft, und noch strömten die Menschen herein. Man hörte fast keinen Laut, es herrschte eine unheimliche Stille, ich konnte das Gestade von Ostende sehen, dessen ebene Fläche sich in dämmeriger Ferne erstreckte.

In jener Nacht war ich Zeugin vieler Abschiedsszenen — eine fiel mir besonders auf. Eine Anzahl junger Männer — ob es Engländer oder Belgier waren, ließ sich nicht ermitteln — bildete einen großen Kreis; mit ernster Miene standen sie da, indem einer nach dem andern so etwas wie eine Rede zu halten schien, dann kam die eine Hälfte an Bord, während die andere mit düsteren Blicken am Lande zurückblieb und sich in ihre Lage zu fügen schien.

Die Ueberfahrt nach England bot des Abenteuerlichen mehr, als sich in Worten wiedergeben läßt. Zwischen Momenten des Schlafs, die wir erhaschten, schreckten wir auf und fanden unsere Kabine von Licht durchflutet. Unser Schiff, das in stockfinsterer Nacht abgefahren war, war fast unaufhörlich weitreichenden Scheinwerfern anderer Fahrzeuge ausgesetzt. Einmal gewahrte ich ein prächtiges Schiff, hell erleuchtet vom Bug bis zum Heck — ein Gespensterschiff, wie mich dünkte, denn der Schlaf verwirrte mir die Sinne. Bei jedem Erwachen quälte mich der Gedanke an Seeminen; schliefen wir, so träumte uns von mächtigen gepanzerten Kreuzern, die auf uns lossteuerten. Es war eine Nacht ebenso unvergeßlich wie die vorhergehende an den Ufern des Rheins.

Um vier Uhr in der Frühe liefen wir in den Hafen von Dover ein. Wir konnten die bekannten Merkmale unterscheiden — die

weißen Felsen, das Schloß, den „Admiralty Pier" — in Dover hatten wir immer gerne verweilt, weshalb es uns selbst zu dieser weltentrückten Stunde und unter solch außergewöhnlichen Umständen heimatlich vorkam. Wir tranken schnell eine Tasse Kaffee und bestiegen dann einen der wartenden Züge, um nach London zu fahren mit unseren siebenhundert Reisegefährten, die bei Tage noch abgehetzter aussahen als in der Nacht. Was uns selbst anbetraf, so deuchte uns, wir seien hundert Jahre alt.

Wie wir die lieblichen englischen Gaue durchflogen, war uns trotz unserer großen Müdigkeit etwas leichter ums Herz. Hier waren keine Patrouillen, die Bahn war nicht bewacht, alles lag ruhig und friedlich da. In unserem Londoner Hotel angelangt, wähnten wir uns in noch größerer Sicherheit. Man führte uns zu der für uns reservierten Zimmerflucht — eine reizende Wohnung, im dritten Stock gelegen und die traute alte Corkstraße überschauend. Hier verlebten wir mehr als zwei Wochen in stiller Zurückgezogenheit und wagten uns kaum hinaus, es sei denn, um die nötigen Einkäufe zu besorgen, da ja England — fast ehe wir uns von unserer schrecklichen Reise einigermaßen erholen konnten — dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatte!

In diesem Augenblick steigerte sich unser Elend ums Vierfache. Daß England und Deutschland einander an der Gurgel hangen sollten, bereitete uns unsägliche Qual; ein Sieg, der die Niederwerfung des einen oder des andern Gegners zur Folge haben würde, konnte uns nie erfreuen; es war ein Bruderkrieg — eine gräßliche, entsetzliche Verirrung! Auf Grund aller Ueberlieferungen, vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit sowie der freundschaftlichen Beziehungen gehörten England und Deutschland zusammen. Daß die beiden ersten Kulturmächte einander entgegenstreben sollten — England als Kämpe Serbiens und Rußlands, und Deutschland im Verzweiflungskampf gegen eine Welt voller Feinde — daß England sich in einen solchen Krieg verwickeln ließ — auf seiten solcher Verbündeten — war fast mehr als wir — die wir doch Sympathie für beide hegten — zu ertragen vermochten, und das um so mehr, als ich ein für allemal nicht glauben kann, daß es von Deutschland angegriffen worden wäre.

Wohl weiß ich, daß England sich in einer bedenklichen Lage befand, daß der Bürgerkrieg vor der Tür stand, daß es an vielen Orten gärte — es ist mir auch bekannt, daß man hoffte, ein Krieg

werde das Volk einigen — was auch geschah — aber um welchen Preis!

Der Haß gegen Deutschland mußte geschürt werden — ein Haß, der schon zum Teil vorhanden und dessen Hauptursache der Neid wegen des deutschen Unternehmungsgeistes und des deutschen Erfolges auf dem Weltmarkte war, wodurch der bisher unbeschränkt herrschende britische Ueberseehandel eine starke Einbuße erlitt.

Eine langjährige Beobachtung der beiden Völker hat uns davon überzeugt, daß der Hauptunterschied zwischen ihren Geschäftsmethoden und der Hauptvorteil auf Deutschlands Seite der ist, daß letzteres eine unendliche Mühewaltungsfähigkeit besitzt. Deutschland verliert fast nie einen Käufer infolge von Nachlässigkeit oder aus Mangel an Aufmerksamkeit; England dagegen büßt manchen Kunden ein, weil es so gleichgültig ist und so fest an seine Ueberlegenheit glaubt. Mit der Zeit fällt dies schwer in die Wagschale, wenn es auch von jeher den einen großen Vorteil besessen, daß es die Menschen unwiderstehlich anzog. Namentlich Amerikaner und Deutsche haben mit fast rührender Hingebung für England geschwärmt; den Kaiser selbst trieb es mächtig zu ihm hin, sowie auch seine Söhne. Vorigen Sommer sahen wir zwei von ihnen, wie sie in Edinburg inkognito weilten, und ihre Freude — ihre echte Begeisterung war unverkennbar. Englische Literatur, englische Geschichte, englische Kathedralen — was kann sich mit diesen messen und wer verehrt sie mehr als der gebildete Ausländer? Doch hüte er sich, dem Gedanken Raum zu geben, daß er dort eigentlich zu Hause sei, denn man würde ihn unfehlbar fühlen lassen, welch eiserne Schranke den einheimischen Briten von dem Fremden trennt, sei dieser jenem noch so sympathisch; das gilt nicht minder für den Amerikaner als für den Deutschen.

Im allgemeinen bringen die Engländer keinem anderen Volke wirkliche Zuneigung entgegen — nicht einmal den Amerikanern, wenn sie diese auch mit großer Zuvorkommenheit behandeln — darin liegt ihre Kraft und zugleich ihre Schwäche. Sie sind von einer großen Vaterlandsliebe beseelt, sie betrachten alles nur von einer Seite, es foltert sie in keiner Sphäre zwiespältige Untertanenpflicht, sie sind sich ihrer großen Vergangenheit bewußt, ebenso der glorreichen Traditionen, die sie aufrecht erhalten müssen, es besteht für sie gar kein Zweifel, daß die Traditionen anderer Völker nicht halb so glorreich sind, und im großen und ganzen stimmt die übrige Welt ihnen bei. Aber sie ertragen kein Wort des Tadels, sie sind über die Maßen stolz, unduldsam und eigensinnig, sie lieben die Bequem-

lichkeit, sie zeichnen sich nicht durch Fleiß aus, außerdem fällt es ihnen wegen ihres zurückhaltenden Wesens sehr schwer, den einmal verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Und dennoch fahren wir fort, sie zu lieben — wir, die wir von fremden Ländern sind — oder richtiger gesagt, wir lieben ihr herrliches Land, nach dem sich jede Faser unseres Herzens sehnt! Wo sonst findet man solche Kirchenbauten, solche Privatbesitzungen, solche Gärten, solche entzückende Spaziergänge zwischen Hecken hindurch? Welch anderes Land hat einen Shakespeare, einen Burke, einen Walter Scott hervorgebracht — ach, mögest Du doch, geliebtes England, ewig bestehen!

Doch nicht jenes England, wie es sich uns am zweiten August und nachher zeigte — jenes seltsam entstellte England, das künstliche Produkt eines Asquith und Kitchener!

Die Presse war einer strengen Zensur unterworfen und brachte daher nur die schlimmsten Hetzartikel gegen Deutschland. Irreführende Berichte wurden durch die tonangebenden Zeitungen verbreitet; wir konnten kaum zu unseren Fenstern hinausschauen, ohne daß wir schreckliche Ueberschriften zu Gesicht bekamen, so z. B. die folgenden: „Fünfundvierzigtausend Deutsche vor Lüttich niedergemacht"; „Zwei österreichische Bataillone völlig aufgerieben!"

Kurzum, die edle englische Presse, die bisher unser Stolz und unsere Freude gewesen, war mit einem Mal ein Ausbund von Ungerechtigkeit und Blutdurst.

Freilich bezweckte man damit nur die Anwerbung von Rekruten, und anfänglich ließ sich das Publikum hinters Licht führen und glaubte bombenfest an einen raschen Sieg; aber nach und nach schlug die Stimmung um und, ehe wir abreisten, war die Niedergeschlagenheit geradezu peinlich. Wir hatten Beziehungen zu Leuten aus vielerlei Kreisen — darunter waren Bankiers, Fachmänner, Handwerker u. s. w. — lauter alte Freunde. Erst im letzten Augenblick schienen sie sich der Gefahr bewußt, infolge der beharrlichen Verdrehungen seitens der Presse hatten sie ihren Gegner unterschätzt. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, es sei besonders leicht gewesen, die Engländer zu täuschen, weil sie als Volk die Wahrheit zu hören gewohnt waren. Die Lüge war ihnen stets ein Greuel, die Gerechtigkeit eine ihrer teuersten überlieferten Tugenden. Daher wurde Lord Kitcheners Taktik, ohne Zweifel durch die Not der Zeit geboten, anfangs vertrauensvoll gebilligt, später jedoch, als man sie durchschaute, folgte eine bedenkliche Reaktion. Man geriet nicht mehr in Ekstase über die geplante sofortige Vernichtung Deutschlands; es

hieß nicht mehr, daß man dem Kaiser eine Lektion erteilen wolle. Man war aufs äußerste besorgt und gedrückt, man fühlte, daß England einer unermeßlichen Gefahr entgegensehe. Und dies war nicht alles; man fühlte — und man gab uns gegenüber diesem Gefühl wiederholt Ausdruck — wenn Deutschland und Oesterreich unterdrückt würden, so stünde immer noch die Abrechnung mit Rußland bevor. Zu spät erkannte man, daß ein benachbartes Deutschland, trotz all seiner Mängel (nach englischen Begriffen), ein zuverlässigerer und gebildeterer Nachbar sei als ein Zarenreich in nächster Nähe. Seit Jahrhunderten bildeten Deutschland und Oesterreich ein Bollwerk gegen die Slawen; fiel dieses Bollwerk, so mußten Frankreich und England die Bürde übernehmen, die Deutschland und Oesterreich so lange schon getragen.

Während dieser wochenlangen Wartezeit, die uns schier unendlich dünkte, versuchten wir auf mancherlei Weise uns einige Zerstreuung zu verschaffen. Unser erster Besuch hätte der „National Gallery“ gegolten, denn dort hätten wir ja bei unseren lieben Gemälden vorübergehenden Trost gefunden, allein die „National Gallery“ war geschlossen infolge der Suffragetten-Ausschreitungen. Also besuchten wir die „Royal Academy“, die zu unserer Ueberraschung dem Publikum noch offen war. Wir waren gespannt auf das von Sargent gemalte Porträt von Mr. Henry James, über welches die Meinungen so sehr auseinandergingen. Wir hatten einen Hoffnungsschimmer, daß des Novelisten freundliches Lächeln — jenes uns schon längst so wohlbekannte Lächeln — uns in dieser furchtbaren Schicksalsstunde Mut verleihen möchte. Das Porträt sollte ja wie lebend sein, in welchem Falle das Lächeln nicht fehlen würde. Es fehlte aber doch; an seiner Statt nahmen wir einen Ausdruck intensiven seelischen und körperlichen Leidens wahr. Schmerzlich enttäuscht wandten wir uns ab; das war nicht unser alter Freund, das war ein Fremder, den wir nicht einmal dem Namen nach kannten.

Ein andermal fuhren wir nach Cricklewood, um das dortige Ruheheim für Pferde zu besuchen, zu dessen Unterhalt meine Mutter beigesteuert hatte. Auch für uns erwies es sich als Ruheheim, denn hier zum erstenmal seit jenem schrecklichen 31. Juli vermochten wir unsere Gedanken von dem Kriege abzulenken. Wir fütterten die Tiere mit Aepfeln und Zucker, und die Besichtigung ihres bequem eingerichteten Asyls bereitete uns eine wahre Freude. Das Lieblingspferd meiner Mutter hieß Max, und sein berühmtes Dressurstück bestand darin, daß er um die Fütterungsstunde läutete. Ich fand

besonderes Wohlgefallen an dem ehemaligen Schlachtroß Lord Wolseleys, einem Pensionär auf Lebenszeit, doch waren sie alle herzige Geschöpfe. Wie ihre klugen Köpfe aus den Fenstern der geräumigen Stände hervorschauten — ganze Reihen von Köpfen — vergaßen wir über unserer großen Freude alles andere. Doch etwas blieb uns beim Abschied nicht erspart, das uns wie ein Unkenruf an den Krieg gemahnte. Wir erfuhren nämlich von einem Stallknecht, daß man in der vorigen Nacht drei Pferde erschossen.

„Um sie vor der Beschlagnahme für Militärzwecke zu bewahren," fügte er erläuternd hinzu, und schaudernd wandten wir uns ab.

Endlich kamen die unglückseligen Tage in London zum Abschluß dank der Freundlichkeit unserer nächsten männlichen Verwandten, die infolge eines glücklichen Zufalls, der uns fast unglaublich schien, nach vielen Jahren wieder einmal in England weilten. Sie traten uns eine ihrer Kabinen auf der „Olympic" ab, die, wie endgültig angekündigt wurde, am 22. August in See gehen sollte. Doch konnten wir den Hafen erst am Morgen des 23sten verlassen wegen der plötzlichen Abfahrt eines großen Truppentransportschiffes, welches das Wegerecht beanspruchte. Es wurde uns tatsächlich übel, als wir die schmucken englischen Soldaten sahen und an das Schicksal dachten, das ihrer harren mochte.

Dies war nun der letzte Blick, den wir auf jenes England warfen, das uns während so vieler glücklicher Jahre eine zweite Heimat gewesen, und wie beim Verlassen Oesterreichs und Deutschlands bereitete uns auch dieses Lebewohl bitteren Schmerz — einen Schmerz, für den der, der nicht reist, gar kein Verständnis hat.

Die Seereise, obwohl frei von ernstlichen Zwischenfällen, war nichtsdestoweniger zum Erschrecken unheimlich. Alles ward kurz nach vier Uhr zugemacht, die Rouleaux wurden herabgezogen, die eisernen Läden heruntergelassen, und selbst hinter diesen wurden die elektrischen Lampen auf dem Verdeck sorgfältig verhüllt. Nur so viel Licht ging von dem großen Dampfer aus, wie für das Einhalten des Kurses absolut notwendig war.

Hinter den verhängten Fenstern gaben sich die meisten Passagiere ihren gewohnten Unterhaltungen hin — Kartenspiel, Tanz und Flirt — als ob weder zu Wasser noch zu Land Krieg wäre. Die Damen trugen kostbare Toiletten vom übertriebensten Geschmack, die Herren zollten ihnen ihre Bewunderung, um dann im Wetten über die Dauer der Reise fortzufahren. Damen und Herren tanzten den Tango in den Salons und sogar auf dem Verdeck; kurzum, sie

betrugen sich, unserer Meinung nach, mit empörender Leichtfertigkeit in Anbetracht der tragischen Umstände. Und nicht nur das — indem sie die Agonie eines ganzen Erdteils (sowohl als unsere eigene wirklich vorhandene Gefahr) beharrlich ignorierten, indem sie im Angesicht dieser Dinge ihren armseligen Zeitvertreiben nachgingen, brachten sie sich um eine Erfahrung, wie sie sich wohl kaum zum zweiten Male machen ließ.

Das mächtige, dicht verhüllte Schiff, das jeden Laut in sich verschloß, das durch die Dunkelheit dahinstürmte gleich einer geblendeten Kreatur, drohender Gefahr bewußt und jeden Nerv anspannend, derselben zu entrinnen; das fortwährende Auffangen der schrecklichen, Tod und Verderben verkündenden drahtlosen Depeschen; der Gedanke, daß, wie schnell wir auch dahinfuhren, wir doch nicht dem zurückgelassenen grenzenlosen Elend entfliehen konnten — das alles und noch viel mehr, was sich nicht in Worten sagen läßt, wurde durch diese Seefahrt suggeriert.

Aber die Mehrzahl der Passagiere sah es nicht. Ihre Devise schien zu sein:

Nur fortgetanzt! Die Freude zügelt nicht!*

Als wir ans Land kamen, fand unsere Dankbarkeit keine Worte, sogar das Dock erschien uns schön, und die sonst feindseligen Zollbeamten erwiesen sich jetzt als wahre Freunde. Sie behandelten uns mit teilnehmender Zuvorkommenheit.

Wie wir durch die Stadt fuhren und endlich unten am großen „Metropolitan Tower" vorbei, atmeten wir erleichtert auf. Wir waren, rein menschlich ausgedrückt, endlich geborgen nach einem ganzen Monat unaufhörlicher Angst, denn, ungleich den meisten unserer Landsleute, hatten wir uns in England nicht sicher gefühlt. Es war eine einzige langandauernde Qual gewesen, und nun waren wir wieder auf heimatlichem Boden, entfernt von den blutigen Kämpfen, aus dem Bereich der feindlichen Kreuzer und Luftschiffe, doch ach! nicht aus dem Bereich des herzzerreißenden Jammers um all die zahllosen Leidenden im schwer geprüften Europa!

Im Laufe des verflossenen Monats hatten wir manches schwierige Hindernis nehmen müssen; erstens, daß wir uns schlüssig wurden, Bayreuth zu verlassen; zweitens, daß wir uns entschlossen, unser Gepäck im Stich zu lassen; drittens, daß wir es über uns

---

*On with the dance! let joy be unconfined. Byron, Childe Harold, III. 22. — A. d. Ueb.

genommen, Deutschland zu verlassen, wodurch jegliche Verbindung mit vielen teuren Freunden abgeschnitten wurde. Hindernis auf Hindernis türmte sich in rascher Aufeinanderfolge vor uns in London auf — Geldverlegenheiten, Schwierigkeit, Arznei aus Paris zu beschaffen, endlose Komplikationen, die durch unser abhanden gekommenes Gepäck verursacht wurden und uns schier zur Verzweiflung trieben — aber schlimmer als alles dies war die schreckliche Hürde des englischen Hasses gegen Deutschland. Wir überwanden diese Hindernisse mit all dem Mut und all der Geschicklichkeit, die uns zu Gebote standen; dann kam die Seereise, die an und für sich schon ein mächtiges Hindernis war.

Nachdem wir auch dieses genommen, atmeten wir, wie gesagt, erleichtert auf — nun gab es keine Hindernisse mehr, nur Ruhe und all den Frieden, auf den wir hoffen durften. Aber wir täuschten uns; inmitten der herzerhebenden Beweise von treuer Liebe, mit denen unsere Freunde uns buchstäblich überhäuften, sobald wir die Heimatscholle betraten, tauchte ein grausam unheimliches Hindernis vor uns auf — das letzte, aber vielleicht das allerschlimmste. Die amerikanische Presse hatte sich auf den englischen Standpunkt gestellt; mit der britischen geradezu wetteifernd, erging sie sich in Schmähungen über Deutschland und die Deutschen. Da sie anfänglich ihre direkten Nachrichten nur aus englischen Quellen schöpfte, hatte sie — als Ganzes — die englische Darstellung der Ereignisse bedingungslos angenommen. Deutschland, nur Deutschland trug die Schuld, alle anderen kriegführenden Mächte lobte man und schenkte ihnen unbedingten Glauben. Belgier, Russen, Franzosen und Serben — sie waren tapfer und uneigennützig; die Deutschen dagegen waren treulos und brutal. Greueltaten wurden ausschließlich den Deutschen zugeschrieben, während das Konto der Alliierten völlig unbelastet blieb. Den Kaiser machte man verantwortlich für all das Blutvergießen, die übrigen europäischen Herrscher waren edel, waren friedliebend.

Aufs äußerste erschöpft und krank am Herzen schauten wir auf dieses letzte Hindernis — hatten wir die Kraft, uns daran zu wagen? Eine Woge unendlichen Heimwehs flutete über uns hinweg; zum ersten Male kamen uns wegen unseres Entschlusses ernstliche Zweifel; wären wir in Deutschland geblieben, so hätten wir wenigstens diesen Konflikt vermeiden können, einen Konflikt mit Freunden, von denen die meisten unabwendbarlich der Führung der Presse folgen würden. Was vermochten wir gegen so viele, was nützte unsere Stimme

inmitten des Tosens einer feindseligen Umgebung? Wir beschlossen, uns auf unseren geliebten Wohnsitz Pomeroy Place zurückzuziehen, er würde uns Schutz gewähren, dort würden wir Trost finden, unter seinem alten Dache uns ausruhen können.

Doch nein, auch hier gab es keine Ruhe, denn auch in diesem friedlichen Städtchen stießen wir überall auf dieselbe, alle Gründe abweisende, feindselige Stimmung, fast allenthalben herrschte dieselbe Voreingenommenheit, dieselbe Unkenntnis, ausgenommen in Beziehung auf die von ihnen vertretene Seite.

In heller Verzweiflung griff ich zur Feder, einen einzigen, wenn auch nur schwachen Protest wollte ich erheben zu Deutschlands Gunsten.

Der Amerikaner besitzt einen sprichwörtlichen Gerechtigkeitssinn; er folgt der Führung keines Landes — auch der von England nicht. Möge er doch nachdenken über die Errungenschaften der Deutschen, ihre geistige Höhe, ihre unschätzbaren Verdienste um die leidende Menschheit, ihre Musik, die Tausenden und Abertausenden in allen Ländern eine Trösterin, eine Quelle der Begeisterung gewesen, ihre Poesie, so tief, so innig wie fast keine andere, ihre Wissenschaft, ihre Philosophie, ihr vorgeschrittenes Sanitätswesen, ihre ausgezeichnete Handelsmarine, die so viele von uns Amerikanern wohlbehalten übers Meer gebracht, ihr tapferes Heer, das vor einer Welt von Feinden nicht zurückschreckt, ihre Professoren, die so unverdrossen und mit solcher Selbstlosigkeit zum Wohl der ganzen Menschheit gewirkt haben, ihre geschulten und gewissenhaften Arbeiter, ihre großen Künstler auf allen Gebieten, die die Freude in der Welt so reichlich vermehrt, endlich ihre Fürsten, die vom Kaiser herab bis zu dem unbekanntesten Regenten des winzigsten Fürstentums sich unter den Fürstlichkeiten Europas auszeichnen durch Bildung, Pflichteifer und Sittenreinheit.

Und nun erwäge man! Sind alle diese Menschen Schurken — sind sie Lügner und Unmenschen, sind sie Feinde des Fortschritts?

Ist es denn undenkbar, daß es noch einen andern Gesichtspunkt gibt?

Clare Benedict,
Pomeroy Place, Cooperstown, N. Y.









LIBRARY OF CONGRESS
0 020 930 284 6